

# **Arbeiterkinder an die Hochschulen!**

## **Hintergründe ihrer Aufstiegsangst**

Dossier 16/2

**Prof. Dr. Margrit Stamm**



**Swiss Education**

**Prof. Dr. Margrit Stamm**

Direktorin des Forschungsinstituts Swiss Education  
em. Ordinaria für Erziehungswissenschaft an der Universität Fribourg  
Neugasse 8 CH-3011 Bern +41 31 311 69 69 / 079 462 92 82  
[www.margritstamm.ch](http://www.margritstamm.ch)  
<https://twitter.com/MargritStamm>

---

# Inhalt

<b>Vorwort.....</b>	<b>5</b>
<b>Was dieses Dossier will und was nicht.....</b>	<b>7</b>
<b>Management Summary.....</b>	<b>9</b>
<b>Schlüsselbotschaften .....</b>	<b>13</b>
<b>Briefing Paper 1: Die vergessenen Arbeiterkinder .....</b>	<b>17</b>
<b>Briefing Paper 2: Begriffe.....</b>	<b>20</b>
<b>Briefing Paper 3: Die Illusion der Chancengleichheit.....</b>	<b>22</b>
<b>Briefing Paper 4: Familiäre und persönliche Ursachen der Aufstiegsangst.....</b>	<b>25</b>
<b>Briefing Paper 5: Zur Rolle der Schule .....</b>	<b>28</b>
<b>Briefing Paper 6: Nebenerscheinungen des sozialen Aufstiegs.....</b>	<b>31</b>
<b>Briefing Paper 7: Was nun? Sieben Empfehlungen.....</b>	<b>34</b>



## Vorwort

Im letzten Herbst habe ich für die Aargauer Zeitung / Nordwestschweiz eine Kolumne mit dem Titel «Arbeiterkinder an die Uni!» geschrieben. Das überwältigende Echo hat mich verblüfft. Ich hatte nicht erwartet, dass Schief lagen unseres Gesellschafts- und Bildungssystems in Sachen Aufstiegschancen so breit wahrgenommen werden. Diese Reaktionen waren für mich ein Anreiz, einen etwas differenzierteren Blick auf diese Gruppe zu werfen. Ich wähle dabei ganz bewusst den Begriff «Arbeiterkinder» und nicht «Kinder mit Migrationshintergrund». Damit will ich verdeutlichen, dass ich mich nicht auf Migranten konzentriere, sondern auf einheimische Kinder aus einfachen Sozialschichten.

Es muss nicht jeder studieren, heisst es oft, leistungsstarke Schüler seien in einer Berufslehre ebenso gut aufgehoben wie im Gymnasium. Stimmt! Und zwar für solche, die eigentlich handwerkliche Begabungen hätten, sich aber kaum für akademische Inhalte interessieren und die Matura nur mit Ach und Krach hinkriegen. Aber es gibt auch eine andere Gruppe, für die dieses Argument nicht zutrifft: Kinder aus Arbeiterfamilien, die das intellektuelle Potenzial für das Gymnasium und ein Studium hätten, aber niemals eine Gelegenheit hierfür bekommen. Empirische Tatsachen machen dies deutlich: Haben die Eltern studiert, so tun dies 88% der Kinder auch, aus Arbeiterfamilien schafft es hingegen nur knapp jeder Vierte (24%). Der enorme Zustrom zu den Gymnasien und Universitäten nährt sich deshalb vor allem vom Nachwuchs gut situierter Familien. Das Gerede von der Akademikerschwemme ist somit sehr einseitig auf diese privilegierte Gruppe bezogen.

Leben wir somit in einem ungerechten Land? Ja, wenn man den so oft benutzten Begriff der Chancengleichheit heranzieht. Er meint, dass allen Menschen jeder Zugang zur Ausbildung gleichermassen offen stehen muss. Mit Blick auf Arbeiterkinder ist dieses Postulat nicht verwirklicht. Unserer Gesellschaft geht deshalb jedes Jahr ein grosses Reservoir an intellektuellem Potenzial verloren.

Weshalb ist dem so? Als Hauptgrund wird meist die Schule genannt, der es nicht gelingen würde, die herkunftsbedingten Benachteiligungen junger Menschen auszugleichen. Dies ist jedoch zu eng gedacht. Zwar spielt die Schule eine Rolle, die grössere Bedeutung hat jedoch die Familie. Denn oft sind einfach gestellte Eltern dem Gym-

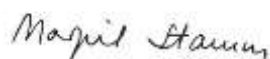
nasium gegenüber enorm skeptisch eingestellt. Die akademische Welt ist ihnen fremd, und sie sind überzeugt, dass junge Menschen, die studieren, nicht wissen, was arbeiten heisst.

Glücklicherweise gibt es immer wieder Arbeiterkinder, welche es aus eigener Kraft oder mit Unterstützung eines Mentors trotzdem bis an die Universität schaffen. Hier erwarten sie jedoch neue Bewährungsproben, und es kommen sich nicht wenige zunächst einmal deplatziert vor. Sie haben Angst, im intellektuellen Zirkel nicht mithalten zu können und nicht die richtige Sprache zu sprechen. Gleichzeitig haben sie Hemmungen, den Mitstudenten zu sagen, wo sie herkommen. Wenn sie erzählen, dass ihre Mutter «nur» Schneiderin ist und der Vater in der Fabrik arbeitet, dann fühlen sie sich oft wie von einem anderen Stern. Denn viele der bildungsnahen Studierenden haben noch nie vorher mit Arbeiterkindern engeren Kontakt gehabt.

Vielen solchen Studentinnen und Studenten fällt es schwer, die unterschiedlichen Lebenswelten zusammenzubringen. Das fängt schon damit an, wenn sie dem eigenen Vater erklären sollen, weshalb sie nichts verdienen und was sie eigentlich den ganzen Tag an der Universität machen. Das kann ein harter Bruch sein. Deshalb braucht es auch an den Universitäten dringend Mentoren, die Studierende aus Arbeiterfamilien gezielt unterstützen.

Die Hauptfrage ist jedoch die: Wie können wir grundsätzlich mehr intellektuell begabte Arbeiterkinder an die Universität bringen? Diese und andere Fragen werden im vorliegenden Dossier bearbeitet. Sein erstes Ziel ist es, diese im Zuge der allgegenwärtigen – und natürlich berechtigten – Migrationsdiskussion fast vergessene Gruppe verstärkt ins Bewusstsein zu rufen. Zweitens möchte es einen Beitrag zum Abbau von Vorurteilen leisten, Arbeiterkinder seien halt von vornherein weniger in der Lage, die erforderlichen Leistungen zu erbringen. Hohe Intelligenz und akademisches Interesse ist in allen Sozialschichten vorhanden. Allerdings muss man das Auge dafür schärfen.

Bern, im Juni 2016



Direktorin des Forschungsinstituts Swiss Education, Bern  
em. Ordinaria für Erziehungswissenschaft an der Universität  
Fribourg





## Was dieses Dossier will und was nicht

Das vorliegende Dossier will die vielen Facetten des Phänomens von Arbeiterkindern mit intellektuellem Potential aufzeigen. Wollen sie das Gymnasium besuchen und dann studieren, so müssen sie nicht nur viele Hürden überwinden, sondern sich auch als Pioniere beweisen. Denn meist sind sie die ersten in der Familie, welche den akademischen Weg einschlagen wollen.

Das Dossier beschränkt sich bewusst auf Kinder und Jugendliche aus Arbeiterfamilien, ohne benachteiligte Migrantenkinder miteinzubeziehen. Zu Recht stehen diese in vielen Studien im Mittelpunkt. Aber dies hat auch dazu geführt, dass die Situation von Arbeiterkindern unterbelichtet geblieben ist.

Ebenso will das Dossier nicht:

- eine Diskussion über die Anzahl notwendiger Hochschulabsolventen führen;
- Berufsbildung und Gymnasium gegeneinander ausspielen;
- die Probleme von Akademikerkindern marginalisieren;
- vergleichbare Probleme von Akademikerkindern thematisieren, welche nicht an die Universität gehen, sondern lieber Gärtnerin oder Schreiner werden und ihre Eltern mehr oder weniger enttäuschen (Schmeiser, 2004).

Es wird immer Familien geben, die ihren Kindern mehr mitzugeben in der Lage sind als andere. Das ist durchaus in Ordnung und eine sozial nicht veränderbare Tatsache. Aber in diesem Dossier geht es um die Frage, wie intellektuell begabten und interessierten Arbeiterkindern der akademische Weg leichter gemacht werden könnte. Es gibt zu viele junge Menschen, die das Potenzial für einen akademischen Bildungsweg haben, aber nicht die Möglichkeit dazu bekommen.

Alle Dossiers sind auf der Website [margritstamm.ch](http://margritstamm.ch) herunterladbar. Erschienen sind bisher folgende Dossiers:

- Der Schuleintritt. Sieben wissenschaftliche Erkenntnisse für die bildungspolitische HarmoS-Diskussion (Dossier 10/1).
- Wozu frühkindliche Bildung? (Dossier 11/1).
- Talentmanagement in der beruflichen Grundbildung (Dossier Berufsbildung 12/1).

- Achtung, fertig, Schuleintritt (Dossier 12/2).
- Qualität und frühkindliche Bildung (Dossier 12/3).
- Migranten mit Potenzial. Begabungsreserven in der Berufsbildung ausschöpfen (Dossier Berufsbildung 12/4).
- Bildungsort Familie. Entwicklung, Betreuung und Förderung von Vorschulkindern in der Mittelschicht (Dossier 13/1).
- Zu cool für die Schule? Abbrüche, Ausstiege und Ausschlüsse von Kindern und Jugendlichen aus und von der Schule (Dossier 13/2).
- Lehrlingsmangel. Strategien für die Rekrutierung des Nachwuchses (Dossier Berufsbildung 13/3).
- Bildung braucht Bindung (Dossier 13/4).
- Frühe Sprachförderung: Was sie leistet und wie sie optimiert werden kann (Dossier 14/1).
- Best Practice in Kitas und Kindergärten. Von erfolgreichen Fach- und Lehrkräften lernen (Studie PRINZ) (Dossier 14/2).
- Talente und Expertise der Babyboomer (Dossier 14/3).
- Nur (k)eine Berufslehre. Eltern als Rekrutierungspool. (Dossier Berufsbildung 14/4)
- Frühförderung als Kinderspiel: Ein Plädoyer für das Recht der Kinder auf das freie Spiel (Dossier 14/5).
- Talente im Alter(n). Unausgeschöpfte Talent- und Expertisereserven (Dossier 15/1).
- Praktische Intelligenz: Ihre missachtete Rolle in der beruflichen Grundbildung. (Dossier Berufsbildung 15/2).
- Blickpunkt Kindergarten. Der Übergang ins Schulsystem (Dossier 15/3).
- Väter: Wer sie sind, was sie tun, wie sie wirken. Die TARZAN-Studie (Dossier 16/1).

### Weiterführende Literatur

Schmeiser, M. (2003). «Missratene» Söhne und Töchter. Verlaufsformen des sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.





# Management Summary

## Briefing Paper 1: Die vergessenen Arbeiterkinder

**Man hört zuhauf, dass doch nicht alle jungen Menschen ins Gymnasium gehen sollten. Doch gerade Arbeiterkindern mit intellektuellen Begabungen und Interessen gelingt dies aus unterschiedlichen Gründen eher selten. Sie scheitern und können ihre Träume nicht verwirklichen.**

### Briefing Paper 1 Seite 17

Nicht Begabung und Leistung entscheiden über den Zugang zur akademischen Bildung, sondern in erster Linie die soziale Herkunft. Vereinfacht könnte man dies so formulieren: Die oberen Schichten besuchen das Gymnasium, machen die Matura und studieren dann mehrheitlich an der Universität. Die unteren Schichten machen eine Berufslehre und – wenn überhaupt – eine Berufsmaturität. Und nicht besonders viele von ihnen studieren an der Fachhochschule.

Dabei lassen sich herkunftsbedingte Unterschiede bereits bei Kindergartenkindern ausmachen. Wer somit früh schon Vorteile mit ins Bildungssystem bringt, hat auch im nächsten Schritt Vorteile. Diese werden im weiteren Verlauf der Bildungslaufbahn immer mehr ausgebaut. Wenn jedoch nicht diejenigen mit den meisten Vorteilen, sondern die intelligentesten Jugendlichen das Gymnasium besuchen würden, so wäre die soziale Durchmischung mit Sicherheit grösser und gerechter.

## Briefing Paper 2: Begriffe

**Immer wieder gibt es so genannte Trend-Begriffe, die sich schnell verbreiten. Trotzdem können die wenigsten exakt benennen, was sie genau mit der Verwendung solcher Begriffe meinen. Dazu gehören auch «Chancengleichheit» und «benachteiligte Kinder».**

### Briefing Paper 2 Seite 20

Chancengleichheit meint «Jedem das Gleiche», d.h. dass jede Person – gleichgültig, welcher sozialen Schicht sie entstammt – exakt gleiche Chancen zur Ausbildung erhält. Anders jedoch der Begriff Chancengerechtigkeit. Er meint «Jedem das Seine», d.h. die gleichberechtigte Förderung der individuellen Begabungen.

Allgemein spricht man von «benachteiligten Kindern», wobei implizit Migrantenkinder oder solche aus Risikofamilien gemeint sind. Arbeiterkinder geraten kaum in den Blick. Dabei handelt es sich um einheimische Kinder und Jugendliche,

Arbeiterkinder an die Hochschulen!

deren Familien über ein geringes Einkommen und Ansehen sowie niedrige Bildungschancen verfügen.

Sowohl Chancengleichheit als auch Chancengerechtigkeit ist bei Arbeiterkindern bei weitem nicht erreicht.

## Briefing Paper 3: Die Illusion der Chancengleichheit

**Chancengleichheit ist bis heute eine Illusion geblieben. Diese Tatsache hat verschiedene Ursachen, die mit der «Aufstiegsangst» von Arbeiterkindern und ihren Familien zusammenhängen.**

### Briefing Paper 3 Seite 22

In den 1960er Jahren haben Bildungssoziologen wie Georg Picht oder Ralph Dahrendorf davor gewarnt, wenn Begabungsreserven nicht endlich ausgeschöpft würden, könnte die Wettbewerbsfähigkeit der Gesellschaft nicht aufrecht erhalten werden. Solche Forderungen führten zur berühmten Bildungsexpansion, welche insbesondere auf den Aufbau der Gymnasien ausgerichtet war. Sie sollte insbesondere Mädchen, Kindern vom Lande sowie solchen aus katholischem Elternhaus und aus Arbeiterfamilien den akademischen Bildungsweg ebnen.

Zwar zeigten die Reformen Wirkung, denn heute sind die Unterschiede zwischen Stadt und Land und den Konfessionen verwischt, und auch die Frauen haben aufgeholt. Allerdings trifft dies für junge Menschen aus Arbeiterfamilien nur wenig zu, hat sich doch für sie fast nur etwas beim Zugang zu den Fachhochschulen verändert. Intellektuell begabte Arbeiterkinder werden nach wie vor zu sehr in die Berufsbildung gedrängt, obwohl das Gymnasium und die Universität der geeignete Platz für sie wäre.

## Briefing Paper 4: Familiäre und persönliche Ursachen der Aufstiegsangst

**Für einen Bildungsaufstieg sind Intelligenz und Leistungsbereitschaft notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen. Neben den familiären Bildungsentscheidungen spielen vor allem Persönlichkeitsmerkmale die grösste Rolle.**

### Briefing Paper 4 Seite 25

Dass Familien die vielfältigen Pfade unseres Bildungssystems je nach sozialen Herkunftsbedingungen unterschiedlich nutzen, wird mit den so genannten primären und sekundären Herkunftseffekten erklärt. Die primären Effekte umfassen

die Anregungen und Unterstützungen des Kindes durch das Elternhaus. Weil solche Bedingungen je nach Familie unterschiedlich sind, resultieren sie auch in unterschiedlich guten Schulleistungen. Die sekundären Effekte erklären, weshalb Kinder trotz gleichen Leistungen und kognitiven Fähigkeiten je nach Herkunft in unterschiedlich anspruchsvolle und kostspielige Schullaufbahnen gelangen. Ein wichtiger Grund dafür ist, dass Eltern unterschiedliche Bildungsentscheidungen treffen.

Das Elternhaus ist deshalb matchentscheidend. Gut situierte Familien verschaffen ihren Kindern Vorteile, während sozial einfach gestellte Familien schnell einmal resignieren und ihr Kind, auch wenn es intellektuell begabt ist, eher vor möglichen Herausforderungen warnen.

Daraus resultieren sehr oft ein niedriges Selbstvertrauen und die Überzeugung, es sowieso nicht zu schaffen. Gerade deshalb spielen weitere Faktoren des Lebenskontextes eine wichtige Rolle, insbesondere die Schule, ihre Lehrkräfte, aber auch Mentoren des Freizeitbereichs (Trainer etc.).

### Briefing Paper 5: Zur Rolle der Schule

**Die Schule spielt eine wichtige Rolle, wie Arbeiterkinder benotet werden und inwiefern sie es ins Gymnasium schaffen. Die Erwartungen von Lehrkräften dürften dabei besonders wesentlich sein, inwiefern sich begabte Schüler diesen Schritt überhaupt zutrauen.**

#### Briefing Paper 5 Seite 28

Es gibt auch schulische Barrieren, welche Arbeiterkinder daran hindern, den gymnasialen Weg einzuschlagen. Dabei spielen Lehrererwartungen, unangemessene Empfehlungen sowie die Tatsache eine Hauptrolle, dass Elternunterstützung im heutigen Bildungssystem als selbstverständlich vorausgesetzt wird.

Wie zutreffend das Lehrerurteil ist, haben verschiedene Studien untersucht. Ihr gemeinsamer Nenner ist die Erkenntnis, dass Arbeiterkinder bei gleichen Schulleistungen schlechtere Noten als Kinder bekommen, deren Eltern studiert haben. Arbeiterkinder müssen somit bessere Leistungen erbringen als Akademikerkinder, damit sie von den Lehrkräften aufs Gymnasium geschickt und Eltern sich damit einverstanden erklären. Dass Lehrkräfte auffallend oft Schüler aus sozial niedrigen Schichten unterschätzen, ist vielen von ihnen jedoch nicht bewusst. Sie sind überzeugt, dass der Übertritt ins Gymnasium von den Noten abhängt und die Entscheidung deshalb einfach sei.

Trotzdem sind Elternerwartungen entscheidender. Denn gut situierte Eltern können sich in der Schule Vorteile verschaffen, während Eltern aus einfachen Verhältnissen sich kaum getrauen, für ihr Kind einzustehen.

Ein grosses Problem ist dabei, dass die Unterstützung durch das Elternhaus von der Schule als gegeben vorausgesetzt wird. Schüler aus Arbeiterfamilien haben aber häufig Eltern, die nicht nur nicht helfen können, sondern auch keine Finanzen haben, um zusätzliche Lernunterstützung bereitzustellen (Nachhilfe, Lernstudios etc.).

### Briefing Paper 6: Nebenerscheinungen des sozialen Aufstiegs

**Auch wenn es *die* Arbeiterkinder mit *dem* typischen Ausbildungsverlauf nicht gibt, so lassen sich doch gewisse Gemeinsamkeiten erkennen. Fast alle, denen der Aufstieg bis zum Hochschulstudium gelingt, haben ein nicht unproblematisches Verhältnis zu ihrer Herkunft. Es gibt somit bestimmte Nebenerscheinungen auf dem Weg zum Aufstieg.**

#### Briefing Paper 6 Seite 31

Wollen Arbeiterkinder erfolgreich sein, so müssen sie auf ihrem Bildungsweg bestimmte Nebenerscheinungen bewältigen. Dazu gehört erstens die Informationsbeschaffung. Das Hauptproblem von Arbeiterkindern und ihren Familien besteht darin, dass sie trotz Informationsflut mit dem automatisch vorausgesetzten Grundwissen nicht vertraut sind und kaum wissen, wie man sich die relevanten Informationen beschafft. Zweitens sind sie blockiert von Selbstzweifeln, ob sie die Voraussetzungen tatsächlich erfüllen können. Der Gang zur Berufs- und Studienberatung wird deshalb oft zu einer grossen Herausforderung. Drittens sind es die Finanzen. Viele Arbeiterkinder wollen mit ihren Eltern gar nicht darüber sprechen, weil sie im vorneherein wissen, dass die Finanzierung für sie sowieso eine Belastung ist.

Aus solchen Gründen spielen Vorbilder und Mentoren eine ganz zentrale Rolle. Fast alle Studien zu den Hintergründen der Aufstiegsangst von Arbeiterkindern verweisen darauf, dass ein Weg in die akademische Welt alleine kaum zu schaffen ist. Insbesondere auch deshalb, weil sich erfolgreiche Arbeiterkinder oft zwischen zwei Welten platziert fühlen: einerseits sind sie der Familie nicht mehr richtig zugehörig und andererseits fühlen sie sich auch in der Akademikerwelt nicht wohl. Damit einher geht deshalb nicht selten eine Distanz zur eigenen Vergangenheit.

## Briefing Paper 7: Was nun? Sieben Empfehlungen

**Zu vielen Arbeiterkindern gelingt es nicht, einen akademischen Bildungsweg einzuschlagen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Was ist somit zu tun? Wie kann man Arbeiterkindern helfen, solche Hürden zu überwinden?**

### Briefing Paper 7 Seite 34

Unsere Gesellschaft sollte genauso für die bestmöglichen Bildungslaufbahnen von Kindern aus Nicht-Akademikerfamilien kämpfen, wie dies Eltern mit einem Hochschulabschluss für ihren Nachwuchs tun.

Ein Bildungssystem, das sich dem Prinzip der Meritokratie verschreibt, muss zumindest versuchen, eine optimale Ausschöpfung von Begabungs- und Leistungsreserven sicherzustellen. Handwerkliche Talente und Interessen gehören ins Berufsbildungssystem, intellektuelle Talente und Interessen ins gymnasiale Bildungssystem respektive an die Hochschule – ungeachtet der sozialen Herkunft.

Zwar können weder die Schulen noch die Lehrkräfte Mechanismen der sozialen Reproduktion von Vorteilen aushebeln. Aber es gibt Massnahmen, welche reduzierend wirken können: (1) die individuelle Förderung, welche spezifisch auch auf Arbeiterkinder zugeschnitten wird und sie aus der Reserve lockt. (2) Zivilgesellschaftliche Initiativen, welche Kinder aus Nicht-Akademiker-Familien durch ein breites Informationsangebot zur Aufnahme eines Studiums ermutigen. (3) Die Erhöhung der Chancengerechtigkeit beim Übertrittsentscheid in die Sekundarstufe I durch die Beschneidung des Elternmitspracherechts. (4) Die systematische und frühe Förderung ab dem Kindergarten, welche sich nicht an Defiziten, sondern an Potenzialen orientiert. (5) Eine Öffentlichkeitsarbeit mit Bildungsaufsteigern als Rollenmodellen. (6) (Berufs-)Beratungen, die sich auch auf Arbeiterkinder und ihre Familien ausrichten und dabei grundsätzliche neue respektive alternative Strategien verwenden. (7) Die Abschaffung des Begriffs «bildungsfern» oder zumindest die Umbenennung in «bildungssystemfern».



# Schlüsselbotschaften

## Briefing Paper 1: Die vergessenen Arbeiterkinder

- Nicht Begabung und Leistung entscheiden über den Zugang zur akademischen Bildung, sondern in erster Linie die soziale Herkunft.
- Intellektuell begabte Arbeiterkinder scheitern zu oft mit ihrem Traum, studieren zu können.

## Briefing Paper 2: Begriffe

- Chancengleichheit meint «Jedem das Gleiche», d.h. dass jede Person – gleichgültig, welcher sozialen Schicht sie entstammt – gleiche Chancen zur Ausbildung erhalten soll.
- Chancengerechtigkeit meint «Jedem das Seine», d.h. die gleichberechtigte Förderung der individuellen Begabungen.
- Arbeiterkinder sind einheimische Kinder und Jugendliche, deren Familien über ein geringes Einkommen und Ansehen sowie niedrige Bildungschancen verfügen.

## Briefing Paper 3: Die Illusion der Chancengleichheit

- Die Bildungsexpansion der 1960er und 1970er Jahre führte dazu, dass Gymnasien ausgebaut und damit die Unterschiede zwischen Stadt und Land und den Konfessionen verwischt werden und auch die Frauen aufnehmen konnten.
- Für intellektuell begabte junge Menschen aus Arbeiterfamilien trifft dies nur marginal zu. Sie werden immer noch zu sehr in die Berufsbildung gedrängt, obwohl das Gymnasium der geeignete Platz für sie wäre.

## Briefing Paper 4: Familiäre und persönliche Ursachen der Aufstiegsangst

- Für einen Bildungsaufstieg spielen familiäre Bildungsentscheidungen und Persönlichkeitsmerkmale eine ebenso grosse Rolle wie Intelligenz und Leistungsbereitschaft.
- Das Elternhaus ist matchentscheidend. Gut situierte Familien verschaffen ihren Kindern Vorteile, während sozial einfach gestellte Familien schnell einmal resignieren und ihr Kind, auch wenn es intellektuell begabt ist, eher vor möglichen Herausforderungen warnen.
- Daraus resultieren oft ein niedriges Selbstvertrauen und die Überzeugung, es sowieso nicht zu schaffen.

## Briefing Paper 5: Zur Rolle der Schule

- Arbeiterkinder bekommen bei gleichen Schulleistungen schlechtere Noten als Kinder, deren Eltern studiert haben. Die Erwartungen sind sehr bedeutsam.
- Die Schule setzt die Unterstützung durch das Elternhaus voraus. Schüler aus Arbeiterfamilien haben aber häufig Eltern, die nicht nur nicht helfen können, sondern auch keine Finanzen haben, um zusätzliche Lernunterstützung bereitzustellen (Nachhilfe, Lernstudios etc.).

## Briefing Paper 6: Nebenerscheinungen des sozialen Aufstiegs

- Fast alle Arbeiterkinder, denen der Aufstieg bis zum Hochschulstudium gelingt, haben ein nicht unproblematisches Verhältnis zu ihrer Herkunft.
- Vorbilder und Mentoren spielen deshalb eine zentrale Rolle. Insbesondere auch deshalb, weil sich erfolgreiche Arbeiterkinder zwischen der Welt der Familie und der neuen Welt der Akademia platzieren müssen.

## Briefing Paper 7: Was nun? Sieben Empfehlungen

- Empfehlung 1: Individuell fördern, fördern, fördern ...
- Empfehlung 2: Zivilgesellschaftliche Initiativen
- Empfehlung 3: Den freien Elternwillen beim Übertritt ins Gymnasium beschneiden
- Empfehlung 4: Potenzialförderung ab dem Kindergarten
- Empfehlung 5: Öffentlichkeitsarbeit mit Rollenmodellen als Mentoren
- Empfehlung 6: (Berufs-)Beratung auch auf Arbeiterkinder und ihre Familien ausrichten
- Empfehlung 7: Abschaffung des Begriffs «bildungsfern»



# **Arbeiterkinder an die Hochschulen!**

**Hintergründe ihrer Aufstiegsangst**

Dossier 16/2

**Prof. Dr. Margrit Stamm**





# Briefing Paper 1: Die vergessenen Arbeiterkinder

**«Nein, das Schlimmste ist am Ende nicht das Scheitern, sondern die nicht gelebten Träume, die einen nicht loslassen.»**

**Katja Urbatsch, \*1979 (Vater: einfacher Bankangestellter; Mutter: einfache Bankangestellte)**

Man hört zuhauf, dass doch nicht alle jungen Menschen studieren sollen. Das duale Berufsbildungssystem biete ebenso gute Perspektiven. Das ist richtig. Doch sollten alle Heranwachsenden den Bildungsweg wählen können, der ihren Potenzialen und Interessen entspricht. Arbeiterkinder mit intellektuellen Begabungen und Interessen müssten deshalb eigentlich den gymnasialen Bildungsweg einschlagen. Dies gelingt ihnen jedoch aus unterschiedlichen Gründen eher selten. Sie scheitern und können ihre Träume nicht verwirklichen – wie dies Katja Urbatsch im obigen Zitat schreibt, das aus ihrem Buch stammt (2011).

Andererseits verfügen nicht wenige Kinder aus bildungsambitionierten Mittel- und Oberschichtfamilien über handwerkliche Talente und Interessen, die für eine Berufslehre sprechen würden. Auf Wunsch der Eltern besuchen sie trotzdem das Gymnasium. Intellektuell begabte Arbeiterkinder haben hingegen keine Lobby, im Gegenteil. Oft hören sie von klein auf, sie sollten doch lieber auf Nummer sicher gehen und eine Berufslehre machen – wenn sie schon niemand zu Hause unterstützen könne.

## Die soziale Herkunft entscheidet

Solche Sachverhalte sind Ausdruck der Tatsache, dass nicht Begabung und Leistung über den Zu-

gang zur akademischen Bildung entscheiden, sondern in erster Linie die soziale Herkunft. Zwar leben wir in einem Land, in dem die soziale Ausgeglichenheit etwas höher ist als in anderen Ländern. Doch ist das Postulat der Chancengleichheit bei weitem nicht verwirklicht. So hört man relativ oft, Kinder und Jugendliche könnten aufgrund der Durchlässigkeit unseres Bildungssystems alles erreichen – wenn sie nur wollten. Jeder sei seines Glückes Schmied. Dies ist jedoch eine viel zu individualistische und zu beschönigende Perspektive, die so nicht stimmt. Die Durchlässigkeit funktioniert fast nur von oben nach unten, dies zeigt die Dissertation von Jakob Kost auf (Kost, 2016).

Dass die Aufstiegschancen vor allem davon abhängen, in welche Familie man hineingeboren wird, zeigt sich auch in unserer Längsschnittstudie «Frühlesen und Frührechnen als soziale Tatsachen». Sie hatte die Bildungslaufbahnen von 300 Kindern, die als «Frühleser» und / oder «Frührechner» in die Schule eingetreten waren, bis zu ihrem 22. Altersjahr untersucht (Stamm, 2005). In Abbildung 1 ist dargestellt, welche Ausbildungswege je nach sozialer Herkunft gewählt wurden. In diese Analyse einbezogen wurden allerdings lediglich diejenigen Probanden mit gleichen, d.h. durchschnittlichen kognitiven Fähigkeiten (N=111).

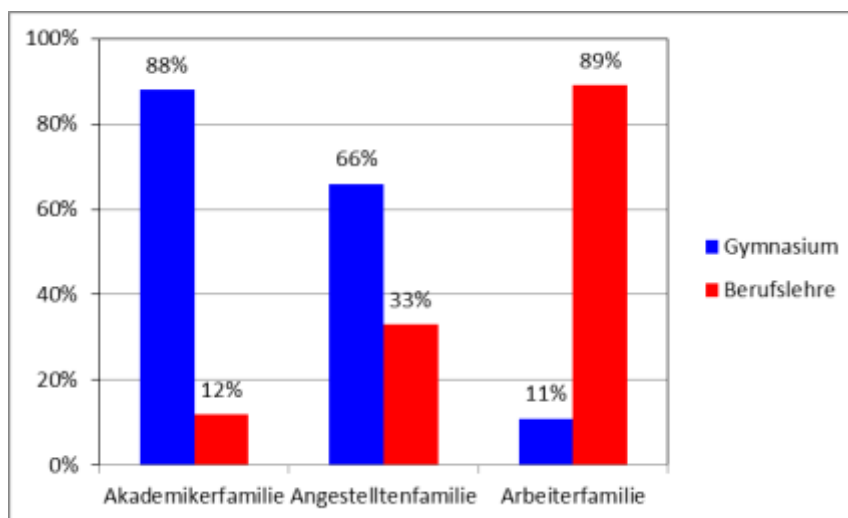


Abbildung 1: Bildungslaufbahnen von Frühlesern und Frührechnern nach sozialer Herkunft (Grundlage: Studie Frühlesen und Frührechnen als soziale Tatsachen [Stamm, 2005])

Aus der Abbildung deutlich wird, dass Kinder aus Akademiker- und Angestelltenfamilien zu 88% resp. 66% das Gymnasium besuchten und damit mehr als doppelt so oft eine akademische Laufbahn einschlugen wie Arbeiterkinder (11%) – bei gleichen, d.h. durchschnittlichen kognitiven Fähigkeiten!

Verschiedene Untersuchungen zu Übertritts- anforderungen untermauern diese Befunde (zusammenfassend: Maaz et al., 2011). Das Gymnasium wird zunehmend von kognitiv lediglich durchschnittlich begabten – und häufig auch intellektuell nicht besonders interessierten, aber fleissigen – Kindern aus bildungsambitionierten Mittelschichtfamilien besucht. Kinder aus einfachen Sozialschichten haben nur dann Chancen, wenn sie über ein überdurchschnittliches Potenzial verfügen. Dieses muss jedoch auch von Lehrkräften entsprechend anerkannt und gewürdigt werden.

Diese Ergebnisse verweisen darauf, dass das erstaunlich oft vertretene Argument der geringeren Intelligenz von Arbeiterkindern nicht stimmt. Solche Kinder steigen nicht deswegen seltener auf, sondern weil sie bei gleicher Begabung schlechtere Noten bekommen für die gleichen Leistungen. Und auch deshalb, weil die akademische Bildung bei ihren Eltern nicht selten ein schlechtes Image hat.

**Alles fängt früh an!**

Meist kommen Studien über die Ungerechtigkeiten beim Übertritt von der Primarschule in die

Sekundarstufe I zum Schluss, dass hier anzusetzen sei. Dies ist aber nur die eine Seite der Medaille und insgesamt zu kurz gedacht. Denn Kinder unterscheiden sich je nach familiärem Hintergrund schon vor dem Eintritt in den Bildungsraum voneinander. Deshalb sind die Startchancen sehr unterschiedlich. Somit entscheidet sich schon vor dem Schuleintritt, mit welchem Rucksack ein Kind auf seine Bildungslaufbahn geschickt wird. Zwei Beispiele:

● **«The Early Catastrophe»:** Befunde einer amerikanischen Studie mit dem Titel «The Early Catastrophe» belegen, dass dreijährige Akademikerkinder bereits über einen Wortschatz von 1'100 Wörter verfügen, Kinder aus dem Arbeitermilieu jedoch nur über 700 Wörter. Dieses Ergebnis wird auch als Legitimation für die frühe Förderung von benachteiligt aufwachsenden Kindern herangezogen (Hart & Risley, 2003).

● **Der Kindergarteneintritt ist nicht die Stunde Null:** Viele Vorschulkinder können heute mehr als noch vor zwanzig Jahren. Beispielsweise schon Sätzchen lesen, bis auf 100 zählen oder sich auf Englisch unterhalten. Dies trifft jedoch vor allem für Kinder aus eher gebildeten Familien zu. Viele Kinder aus einfachen Sozialschichten treten oft mit wenig Vorkenntnissen in die Schule ein. Darauf verweisen Daten unserer FRANZ-Studie (Stamm et al., 2012). Eine zusätzliche Auswertung der mathematischen Kompetenzen und des Wortschatzes differenzierte nach Bildungssystemferne und Bildungssystemnähe des Elternhauses. Abbildung 2 zeigt die entsprechenden Ergebnisse.

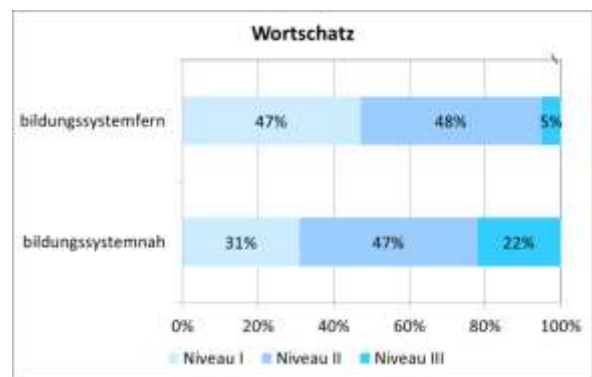
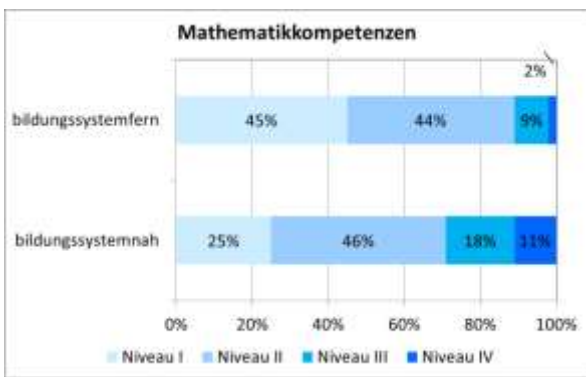


Abbildung 2: Kompetenzen vor dem Schuleintritt, sortiert nach sozialer Herkunft (Grundlage. FRANZ-Studie, Stamm et al., 2012)

Die Ergebnisse zu den mathematischen Fähigkeiten werden anhand von vier Kompetenzniveaus dargestellt. Niveau I ist das anspruchloseste, Niveau IV das anspruchsvollste<sup>1</sup>. Vergleicht man

die Balken miteinander, stehen die deutlichen Unterschiede zwischen den beiden Gruppen hervor. Während 29% der bildungssystemnah aufwachsenden Kinder bereits in den Niveaus III und IV rechnen können und nur 25% in Niveau I, sind bei den bildungssystemfernen Kindern le-

<sup>1</sup> Auf Niveau I kann das Kind die Zahlen bis 10 erkennen und bis 20 zählen, auf Niveau II erkennt es die Zahlen bis 20, kann eine unvollständige Zahlenreihe im Zahlenbereich bis 20 ergänzen und löst einfache Additionen im Zahlenbereich bis 10. Auf Niveau III gelingt das Addieren zweier Zahlen im Zahlenbereich bis 20, und

es kann einfache Subtraktionen lösen. Auf Niveau IV kennt das Kind die Zahlen bis 100, kann Addieren und Subtrahieren auch mit Zahlen über 20.

diglich 11% in den beiden obersten Niveaus, jedoch 45% auf dem Niveau I.

Ähnliches zeigt sich mit Blick auf den Wortschatz, dessen Ergebnisse in drei Kompetenzniveaus<sup>2</sup> dargestellt werden. Auf Niveau III sind 22% der bildungssystemnah aufwachsenden Kinder platziert, im Gegensatz zu 5% der bildungssystemfern aufwachsenden Kinder. Andererseits befindet sich fast jedes zweite Kind dieser Gruppe (47%) im untersten Niveau.

### Fazit

Vereinfacht kann man zusammenfassen: Die oberen Schichten besuchen das Gymnasium, machen die Matura und studieren dann mehrheitlich an der Universität. Die unteren Schichten machen eine Berufslehre und – wenn überhaupt – eine Berufsmaturität. Wenige von ihnen studieren an der Fachhochschule – wie Briefing Paper 3 zeigen wird.

Dabei lassen sich herkunftsbedingte Unterschiede bereits bei Kindergartenkindern ausmachen. Wer somit Vorteile mit ins Bildungssystem bringt, hat auch im nächsten Schritt Vorteile. Diese werden im weiteren Verlauf der Bildungslaufbahn immer mehr ausgebaut. Wenn tatsächlich die intelligentesten Jugendlichen das Gymnasium besuchen würden, so wäre die soziale Durchmischung mit Sicherheit grösser und gerechter.

### Weiterführende Literatur

Hart, B. & Risley, C. (2003). The Early Catastrophe. *American Teacher*, 1-9.  
<https://www.aft.org/sites/default/files/periodicals/TheEarlyCatastrophe.pdf>

Kost, J. (2016). Erreichte und verpasste Anschläge. Durchlässigkeit in der Sekundarstufe II. Fribourg: Departement für Erziehungswissenschaften. Unveröffentlichte Doktorarbeit.

Maaz, K., Trautwein, U. & Baeriswyl, F. (2011). Herkunft zensiert. Herkunft zensiert – Leistungsdiagnostik und soziale Ungleichheiten in der Schule. Vodafone Stiftung Deutschland.

Stamm, M. et al. (2012). Früher an die Bildung – erfolgreicher in die Zukunft? Familiäre Aufwuchsbedingungen, familienergänzende Betreuung und kindliche Entwicklung. Schlussbericht zuhanden der Hamasil Stiftung und der AVINA Stiftung. Universität Fribourg: Departement Erziehungswissenschaften.

Urbatsch, K. (2011). Ausgebremst. Warum das Recht auf Bildung nicht für alle gilt. München: Heyne.

<sup>2</sup> Auf Niveau I kann das Kind Gegenstände, Handlungen oder Personen aus seinem alltäglichen Erlebnissbereich mit einfachen Worten benennen, auf Niveau II verwendet das Kind bereits komplexe Wörter sowie Unterbegriffe und kann seinen noch fehlenden Wortschatz durch andere Worte ersetzen, schliesslich verfügt das Kind auf Niveau III über einen flexiblen Wortschatz und versteht auch Worte, die mehr als eine Bedeutung haben.

## Briefing Paper 2: Begriffe

**Wer für den Schwachen kämpft, hat den Starken zum Feind.**

**Gottlieb Duttweiler (1888-1962; Vater: Verwalter des Lebensmittelvereins Zürich, Mutter: kein Beruf), Migros-Gründer und visionärer Schweizer Sozialpolitiker**

Geht es um Bildung und Erziehung, dann tauchen alle paar Jahre neue Begriffe auf, die sich schnell verbreiten. Dazu gehören beispielsweise der in der Bildungspolitik immer wieder belebte Begriff «Chancengleichheit». Trotzdem können die wenigsten exakt benennen, was er genau meint. Dies gilt auch für «Arbeiterkinder». Was diese Begriffe bedeuten und mit welchen anderen Begriffen die Thematik des Dossiers verknüpft ist, wird in diesem Briefing Paper erläutert.

### Arbeiterkinder

Allgemein gelten Kinder oder Jugendliche mit Zugehörigkeit zu einer einfachen sozialen Schicht als «Arbeiterkinder», deren Familien über ein geringes Einkommen und Ansehen und niedrige Bildungschancen verfügen. Es gibt verschiedene Instrumente zur Messung des beruflichen Status. Das bekannteste Instrument ist der so genannte ISEI-Index, der anhand von Einkommen, Bildung und ausgeübtem Beruf gemessen und als International Socio-Economic Index of Occupational Status (ISEI) berechnet wird. Er findet in zahlreichen Large-Scale-Assessment-Studien Verwendung.

Die Skala hat eine Bandbreite zwischen 16 und 90 Punkten. Durch die Bildung von Quartilen werden Statusgruppen einander gegenübergestellt. Wer zwischen 0 bis < 25% liegt, also die niedrigsten Werte hat, bekommt das Label «Arbeiterfamilie» (Un- bzw. Angelernte, Arbeiter, Facharbeiter etc.). Familien im mittleren Bereich (25 bis < 50% sowie 50 bis < 75%) gelten als «Angestelltenfamilien» solche mit hohen Werten (75 bis 100% mit den höchsten Werten) als «Akademikerfamilien».

### Chancengleichheit

Chancengleichheit meint die Forderung, jede Person solle – gleichgültig, welcher sozialen Schicht sie entstammt – exakt gleiche Chancen zur Bildung (z.B. Ausbildungsgänge) erhalten. «Jedem das Gleiche» meint insbesondere das Verbot von Diskriminierung, beispielsweise aufgrund des Geschlechtes, des Alters, der Religion, der kulturellen Zugehörigkeit, einer Behinderung oder der sozialen Herkunft, das in den Menschenrechten festgeschrieben ist.

### Chancengerechtigkeit

Der Begriff Chancengerechtigkeit relativiert entsprechende Zugangsrechte und meint die gleichberechtigte Befähigung aller durch Bildung auf Basis der individuellen Begabungen («Jedem das Seine»).

Gerechtigkeit in Bezug auf Bildung ist somit dann erreicht, wenn alle Kinder ein schulisches Kompetenzniveau erreichen können, welches ihren individuellen Fähigkeiten angemessen ist und ihnen ein gedeihliches Leben in unserer Gesellschaft ermöglicht.

### Soziale Ungleichheit resp. Benachteiligung

Ist die Ressourcenausstattung von bestimmten Gruppen so beschaffen, dass sie regelmässig bessere Lebens- und Verwirklichungschancen als andere haben, so spricht man von sozialer Ungleichheit.

Soziale Benachteiligung meint folglich, dass wichtige Ressourcen wie Bildungsabschlüsse oder das Einkommen nicht proportional zwischen verschiedenen Gruppen verteilt sind (z.B. in Bezug auf soziale Herkunft, Geschlecht, Religion) oder dass die Verteilung dieser Ressourcen nachweisbar nicht auf den individuellen Leistungen beruht.

### Soziale Mobilität

Unter sozialer Mobilität versteht man die Bewegung von Einzelpersonen und/oder Gruppen zwischen unterschiedlichen sozio-ökonomischen Positionen. Mit Blick auf dieses Dossier beschreibt dieser Begriff somit das Ausmass, in dem sich Kinder in einer anderen Klassenposition befinden als ihre Eltern. Kinder aus solchen Familien, denen es gelingt, für sich selbst vorteilhaftere Klassenpositionen als ihre Eltern zu erreichen, gelten als Bildungsaufsteiger. Kinder hingegen mit vorteilhafter Klassenherkunft, die in weniger vorteilhafte Klassenpositionen absteigen, gelten als Bildungsabsteiger (OECD, 2011).

### Meritokratie

Ist in einer Gesellschaft das meritokratische Prinzip umgesetzt, dann findet eine optimale Ausschöpfung von Begabungs- und Leistungsreserven statt. Nicht die soziale Herkunft zählt, son-

dern die individuelle Leistung. Auf der Basis einer Chancengleichheit im Bildungserwerb ist sie das entscheidende Grundprinzip.

### Fazit

Der kurze Überblick über die relevanten Begriffe verdeutlicht die Vielfalt an Themenbereichen, die berücksichtigt werden müssen, wenn man Arbeiterkinder in den Blick nimmt. Die Thematik ist nicht losgelöst von der Definition solcher Begriffe zu verstehen. Wesentlich ist aber auch die historische Diskussion solcher Fragen. Im nächs-

ten Briefing Paper geht es deshalb um die «Illusion der Chancengleichheit».

### Weiterführende Literatur

Baumert, J. et al. (2011). Empfehlungen für bildungspolitische Weichenstellungen in der Perspektive auf das Jahr 2020. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

OECD (2011). Education at a glance, OECD Indicators. OECD: Paris.

Tenorth, E. & Tippelt, R. (2012). Beltz Lexikon Pädagogik. Weinheim: Beltz.

# Briefing Paper 3: Die Illusion der Chancengleichheit

«Mein Aufstieg war möglich, aber er war zu schwer.»

*Frank Walter Steinmeier, Deutscher Aussenminister (\*1956; Vater: Schreiner, Mutter: kein Beruf)*

Die Forderung nach mehr Arbeiterkindern an Gymnasien und Universitäten ist schon alt. Aber erst neue Daten haben uns vor Augen geführt, dass die Chancengleichheit nach wie vor eine Illusion geblieben ist.

## Die Geschichte der Chancengleichheit

Ausgangslage der ersten grossen Bildungsdebatte in der Nachkriegszeit war Georg Pichts volkswirtschaftlich orientierte Analyse «Die deutsche Bildungskatastrophe» (1964) und seine Warnung vor einem wirtschaftlichen Notstand. Nur wenn die Begabungsreserven ausgeschöpft würden, könne die Wettbewerbsfähigkeit des Landes erhalten bleiben. Anders der Bildungssoziologe Ralph Dahrendorf, der in unausgeschöpften Leistungspotenzialen nicht vorrangig ein ökonomisches, sondern ein Gerechtigkeitsproblem sah. Deshalb lautete seine Forderung «Bildung ist Bürgerrecht» (1965). In der Schrift «Arbeiterkinder an deutschen Universitäten» (1965) verwies er auf die starken schichttypischen Bildungungleichheiten und die eklatante Vernachlässigung der Chancengleichheit. Zusammen mit Picht plädierte er deshalb für eine Ausweitung der Bildungsangebote und eine Öffnung höherer Bildungssysteme für Arbeiterkinder.

## Das katholische Arbeitermädchen vom Lande

Hansgert Peisert (1967) war es dann, welcher mit seinem «katholischen Arbeitermädchen vom Lande» auf die Benachteiligung verschiedener Gruppen hinwies. Diese Kunstfigur implizierte Folgendes: Wer aus einer Arbeiterfamilie stammte, dem katholischen Glauben angehörte, auf dem Land lebte und weiblichen Geschlechts war, hatte im Schulsystem kaum Bildungschancen. Dies sollte eine Bildungsexpansion ändern.

Aus heutiger Sicht zeigten die anschliessenden Reformen Wirkung. Heute sind die Unterschiede zwischen Stadt und Land und den Konfessionen verwischt, und auch die Frauen haben aufgeholt. Vor 50 Jahren waren fast zwei Drittel der Schüler in den Gymnasien männlich. Inzwischen ist mehr als die Hälfte weiblich, jeder zweite Studienanfänger ist eine Frau. Doch hat sich die Schere bei der sozialen Herkunft nicht geschlossen. Zwar ist

die Anzahl der Arbeiterkinder an den Universitäten seit den 1970er Jahren gestiegen, doch ist der Zugang zum Hochschulsystem sozial nach wie vor selektiv.

Auch heute noch gilt: Wer Begabung, Leistungsbereitschaft und auch ein wenig Glück hat, kann es schaffen – aber mit Schwierigkeiten, so wie dies der deutsche Aussenminister Frank Walter Steinmeier in obigem Zitat formuliert.

## Ins Stocken geratene Aufstiegsmöglichkeiten

In den 1990er Jahren flachten die öffentlichen Debatten um die schlechten Chancen der Arbeiterkinder deutlich ab, so dass sich nach und nach eine «Illusion der Chancengleichheit» etablieren konnte, welche Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron bereits 1971 proklamiert hatten. Doch bereits die ersten PISA-Daten aus dem Jahr 2000 und auch nachfolgende Erhebungen haben sie zerstört. Trotz der Lücken in der Bildungsstatistik<sup>3</sup> lässt sich im Durchschnitt von folgenden Zahlen ausgehen: Anfangs der 1980er Jahre erwarben 9 von 100 Arbeiterkindern eine gymnasiale Matura, aber 46 aus Familien höherer Bildungsschichten. Um die Jahrtausendwende waren es 20 Arbeiterkinder und 62 Kinder aus gut situierten Familien. Heute beträgt der Anteil der Ersten ca. 23, während es bei den Letzteren 77 sind.

Mit anderen Worten: Die Aufstiegsmöglichkeiten von Arbeiterkindern sind ins Stocken geraten. Die grosse Hoffnung «Bildung ist Bürgerrecht» hat sich nicht für alle Gesellschaftsschichten erfüllt. Der Ausbau des Gymnasiums ist für Nicht-Akademikerkinder kaum zum Türöffner geworden. Das hat aber unter anderem auch mit dem Fahrstuhleffekt zu tun.

## Der Fahrstuhleffekt und seine Folgen

Der Begriff stammt aus dem Buch «Risikogesellschaft» von Ulrich Beck (1989) und meint, dass wegen der Bildungsexpansion fast alle Menschen eine Etage aufsteigen konnten, der Abstand zwischen den Schichten jedoch nicht verkleinert wurde. Dieser Fahrstuhleffekt hat zur Folge, dass

<sup>3</sup> In der Schweiz gibt es keine Daten im historischen Vergleich, deshalb wurde auf internationale Literatur zurückgegriffen (Geißler & Weber-Menges, 2010).



in der Masse, wie der Bedarf nach Bildung wächst, ihr Wert sinkt. Der Trend zum Gymnasium führt somit auch dazu, dass es für alle immer enger wird. Heinz Bude (2011) veranschaulicht dies an einem Beispiel: Wenn im Fussballstadion alle aufstehen, um besser aufs Spielfeld zu sehen, sieht niemand besser, als wenn alle sitzen. Der Wettbewerb wird deshalb immer grösser. Es reicht heute nicht mehr, gute Noten zu haben, man muss besser sein als die anderen.

### **Berufsmatura und Fachhochschulen verbessern die Bilanz**

Der Fahrstuhleffekt ist auch ein Zeichen dafür, dass sich Bildungsvorstellungen seit den 1970er Jahren auf relativ hohem Niveau eingependelt haben. Dabei spielen auch Berufsmatura und Fachhochschulen eine Rolle. Ihnen ist es zu verdanken, dass die Illusion der Chancengleichheit etwas abgemildert werden konnte. Die Einführung der Berufsmatura hatte nicht nur eine deutliche Erhöhung der Maturandenzahlen zur Folge, sondern auch des Anteils bildungsferner Schichten. An den Fachhochschulen sind Studierende mit akademisch gebildeten Vätern «nur» zu 30% gegenüber solchen übervertreten, die lediglich eine Berufslehre absolviert hatten. An den Universitäten ist der Anteil jedoch wie bereits aufgezeigt, deutlich höher.

Wer heute an einer Hochschule studiert und «bildungsfern» ist, hat dorthin mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht über die traditionelle gymnasiale Matura, sondern eher über alternative Wege gefunden. Es ist somit die Durchlässigkeit mit Berufsmatura, welche am Abbau der sozialen Ungleichheit beim Hochschulzugang ursächlich beteiligt ist.

### **Arbeiterkinder nehmen seltener ein Studium auf**

Ein selten diskutiertes Problem besteht darin, dass ein nicht kleiner Teil der Jugendlichen aus Arbeiterfamilien mit Berufsmatura oder gymnasialer Matura gar kein Studium beginnt<sup>4</sup>. Die Dissertation von Jakob Kost (2016) belegt beispielsweise, dass Personen aus sozial tieferen Schichten unabhängig von ihren Sprachkompetenzen deutlich seltener nach der Berufsmatura an eine Hochschule übertreten.

<sup>4</sup> Leider existieren auch hierzu keine repräsentativen Daten aus der Schweiz. Auch nicht in Bezug auf Berufsmaturanden: Bei den Personen, die 2000 eine Berufsmaturität erwarben, lag die Quote dieser Übertritte bei 50%, im Jahr 2014 dagegen vermutlich bei 62%, was einer Zunahme um 24% entspricht. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/08/dos/blank/15/07.html>

Repräsentative Daten aus Deutschland belegen diesen Trend (Schindler, 2012): Immer mehr Jugendliche aus Nicht-Akademiker-Familien könnten studieren – sie tun es aber nicht. Offenbar wird auch die Aufnahme eines Studiums weitgehend von der sozialen Herkunft bestimmt.

Folgedessen ist es kaum erstaunlich, dass der Einfluss der sozialen Herkunft auch bei wissenschaftlichen Karrieren relevant ist. Dies ist einleuchtend, denn eine solche Laufbahn setzt ein erfolgreiches Studium voraus, und wenn dieses in erster Linie von akademischen Schichten absolviert wird, ist der Anteil an Aufsteigern aus einfachen Sozialschichten klein. Eine Studie von Christina Möller (2015) weist nach, dass der Anteil an Professoren, deren Eltern Arbeiter sind, nur 11% beträgt, bei den Professorinnen sogar nur 7%. Zudem belegt die Studie, dass in den letzten zwanzig Jahren zunehmend Professoren aus hohen Herkunftsgruppen auf Lehrstühle berufen worden sind und somit ein Trend zur sozialen Schliessung besteht.

### **Fazit**

In der Schweiz bestimmt nach wie vor die Herkunft relativ ausgeprägt den Bildungsweg. Denn in den letzten dreissig Jahren hat sich fast nur beim Zugang zu den Fachhochschulen etwas verändert. Der Ausbau von Berufsmatura und Fachhochschulen inklusive ihre Durchlässigkeitsperspektiven sind somit gewiss ein Erfolg gewesen. Aber in der universitären Bildung sieht die Bilanz in Bezug auf vermehrte und chancengleichere Beteiligung deutlich ungünstiger aus.

Obwohl man mit Fug und Recht behaupten kann, dass Berufsmatura und Fachhochschulen den Arbeiterkindern die Tore geöffnet haben, darf diese Entwicklung nicht schöneredet werden. Erstens, weil damit die frühe und ungerechte Selektivität unseres Bildungssystems unangetastet bleibt; zweitens, weil intellektuell begabte Arbeiterkinder zu sehr in die Berufsbildung gedrängt werden, obwohl das Gymnasium der geeignetere Platz für sie wäre. Drittens, weil – wie bereits gezeigt worden ist – Arbeiterkinder mit Matura seltener als solche aus privilegierteren Familien überhaupt ein Studium aufnehmen.

Dass der Beitrag des Gymnasiums zum Abbau sozialer Ungleichheiten relativ bescheiden ausfällt, ist jedoch nicht seine Schuld, sondern es sind vor allem die Hürden beim Übertritt in die Sekundarstufe I sowie die sozialen Ungleichheiten, die bereits beim Eintritt in den Bildungsraum bestehen (Briefing Paper 1 und 5).

Insgesamt lässt sich das Fazit ziehen, dass die Bildungsexpansion der 1970er Jahre wenig erfolgreich war. Chancengleichheit ist eher eine Il-

lusion geblieben. Das Ideal des meritokratischen Prinzips ist bei weitem nicht erfüllt. Diese Tatsache hat aber verschiedene Ursachen, die mit der «Aufstiegsangst» (Schindler, 2012) von Arbeiterkindern und ihren Familien zusammenhängen. Darüber wird im nächsten Briefing Paper berichtet.

### Weiterführende Literatur

Beck, U. (1989). Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.

Bourdieu, P. & Passeron, J.-C. (1971). Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart: Klett.

Bude, H. (2011). Bildungsangst. Was unsere Gesellschaft spaltet. München: Hanser.

Dahrendorf, R. (1965). Bildung ist Bürgerrecht. Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik. Hamburg: Nannen.

Dahrendorf, R. (1965). Arbeiterkinder an deutschen Universitäten. Tübingen: Mohr & Siebeck.

Geißler, R. & Weber-Menges, S. (2010). Bildungsungleichheit – Eine deutsche Altlast. Die bildungssoziologische Perspektive. In H. Barz (Hrsg.), Handbuch Bildungsfinanzierung (S. 155-165). Wiesbaden: VS Fachverlag.

Finger, C. (2012). Steht die Welt allen offen? Bologna und die internationale Mobilität der Studierenden. WZBrief Bildung 20/April 2012. Berlin: WZB.

Peisert, H. (1967). Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland. Studien zur Soziologie, 7. München: Piper.

Schindler, S. (2012). Aufstiegsangst? Eine Studie zur sozialen Ungleichheit im historischen Zeitverlauf. Düsseldorf: Vodafone Stiftung Deutschland.



## Briefing Paper 4: Familiäre und persönliche Ursachen der Aufstiegsangst

«Die Ängste zu versagen, waren extrem gross. Manchmal hatte ich auch den Eindruck, dass ich es nicht wirklich verdient habe.»

*Martin Roth, Museumsleiter Victoria & Albert Museum, London (\*1955, Vater: Elektriker; Mutter: Schneiderin)*

Die Ursachen, weshalb Arbeiterkinder deutlich seltener den gymnasialen Weg einschlagen als Kinder aus Akademikerfamilien, sind bisher nur marginal untersucht. Auch stehen nur wenige theoretische Erklärungsversuche zur Verfügung. Überblickt man die Fachliteratur hierzu, dann lassen sich im Hinblick auf die Rolle der Familie und der einzelnen Person grob drei Ursachenbereiche unterscheiden: das häusliche Umfeld, die Überzeugungen und Entscheidungen der Eltern inklusive der Sozialisationsbedingungen, die Peergruppe sowie die individuellen Haltungen und Einstellungen. Letztere sind besonders bedeutsam, wie auch die obige Aussage von Martin Roth verdeutlicht: Selbstzweifel und Ängste, nicht zu genügen, begleiten viele Arbeiterkinder durch ihr Leben.

### Häusliche Bedingungen

Arbeiterkinder gelten gerade aufgrund ihrer häuslichen Bedingungen als «bildungsfern». Dies erstaunt nicht. Denn wie schon ausgeführt, wurde dieser Begriff in der PISA-Studie – und in vielen ähnlich gross angelegten Untersuchungen – auf der Basis von bestimmten Parametern definiert, wie die Meter an Büchern, das eigene Zimmer, die Ausbildung der Eltern oder gemeinsame kulturelle Aktivitäten.

Solche Indikatoren sind zwar empirisch erfassbar, aber sie verschleiern, dass sich Arbeiterkinder mit intellektuellem Potenzial sehr für Bücher und Zahlen interessieren können, sie möglicherweise jedoch kaum Gelegenheit dafür bekommen. Zudem sind sie vielleicht zu Hause in Zusatzarbeiten eingespannt – kleinere Geschwister hüten, im Haushalt mithelfen etc. – sodass für Hausaufgaben nicht die Zeit zur Verfügung steht, welche die Schule eigentlich dafür vorsieht. Nicht selten können die Eltern auch wenig helfen, entweder, weil sie keine Zeit haben oder nicht über die notwendigen Kompetenzen verfügen.

### Die Effekte der sozialen Herkunft

Es erstaunt somit kaum, dass Familien die vielfältigen Pfade unseres Bildungssystems je nach sozialen Herkunftsbedingungen unterschiedlich nutzen. Erklärt wird dies mit der Theorie der so

genannten primären und sekundären Herkunftseffekte von Raymond Boudon (1974).

- **Die primären Effekte:** Sie umfassen die Anregungen und Unterstützungen des Kindes in seiner Familie. Diese beeinflussen seine kognitive Entwicklung, das Lernvermögen und die Leistungsbereitschaft etc. Weil solche Bedingungen je nach Familie unterschiedlich sind, resultieren sie auch in unterschiedlich guten Schulleistungen – ab dem Eintritt in den Bildungsraum. Schulleistungen wiederum beeinflussen den Schulerfolg.
- **Die sekundären Effekte:** Sie erklären, weshalb Kinder trotz gleichen Leistungen und kognitiver Fähigkeiten je nach Herkunft in unterschiedlich anspruchsvolle und kostspielige Schullaufbahnen gelangen.

Ein wichtiger Grund dafür ist, dass im Abwägen der Vor- und Nachteile der möglichen Bildungslaufbahnen die Eltern jeweils unterschiedliche Wege und Bildungsabschlüsse als beste Option gewichten. Die Forschung nennt dieses Abwägen «Bildungsentscheidungen».

### Bildungsentscheidungen und Reaktionen des Elternhauses

Fast alle Eltern wollen das Beste für ihr Kind. Sie hegen Zukunftsvorstellungen und Lebenspläne für den Nachwuchs, welche ihre Entscheidungen beeinflussen. Diese fallen aber je nach sozialer Herkunft und eigener Berufsbiographie unterschiedlich aus. Raymond Boudon erachtet drei Fragen, die sich Eltern stellen, als handlungsleitend:

- **Frage 1:** Was kann überhaupt mit dem Bildungsweg erreicht werden? (Es geht somit um den angenommenen Ertrag der Berufswahl.)
- **Frage 2:** Wie wahrscheinlich ist, dass unser Kind diese Ausbildung tatsächlich abschliesst? (Im Mittelpunkt steht hier die angenommene Chance, mit der die Berufswahl verwirklicht werden kann.)
- **Frage 3:** Welches sind die Kosten und Anstrengungen, die es braucht, um dieses Ziel zu erreichen? (Hier stehen die Finanzen im Zentrum, welche mit der Berufswahl verbunden sind, aber auch die Anforderungen

und intellektuellen Fähigkeiten, die es dafür braucht.)

Tabelle 1 verdeutlicht, wie unterschiedlich Bildungsentscheidungen ausfallen, wenn man die Sozialschichten berücksichtigt. Selbstverständlich sind dies starke Vereinfachungen, in der Praxis gibt es viele Mischformen.

Tabelle 1: Unterschiedliche Bildungsentscheidungen nach Sozialschicht

Eltern höherer Sozialschichten	Eltern niedrigerer Sozialschichten
Höhere Bildungsmotivation, hohes Prestige des Gymnasiums	Negative Gewichtung der erwarteten Kosten und Erträge; fehlende eigene Erfahrungen mit dem Gymnasium
Früher Entscheid zu Gunsten des Gymnasiums	Frühe Ablehnung des Gymnasiums
Genaue Begleitung und Kontrolle der Schullaufbahn	Lockere oder keine Begleitung der Schullaufbahn
Reaktionen bei schlechten Noten: Investitionen (privat, Nachhilfe, Lernstudio)	Reaktionen bei schlechten Noten: Hilflosigkeit und Passivität wegen fehlendem fachlichem Know How und ökonomischem Kapital
Folge: vermehrter Druck, Rekurse etc.	Folge: Resignation, Rückzug

Demnach verfügen Väter und Mütter höherer Sozialschichten über eine grössere Bildungsmotivation, zeigen geringere Investitionsrisiken und gewichten auch das Sozialprestige höher als niedrigere Sozialschichten. Es erstaunt somit wenig, dass bereits ab Schuleintritt sehr genau auf angemessene Schulleistungen geachtet wird. Stellen sich schlechte Noten ein, steigt die Angst und damit die Bereitschaft, in die Ausbildung des Nachwuchses zu investieren. Deshalb wird oft unmittelbar reagiert: mit häuslicher Lernunterstützung, mit externer Nachhilfe, mit Lernstudios oder auch mit Interventionen bei den Lehrkräften respektive Rekursen bei der Schule. Eltern, die auf Stuserhalt oder Statuszuwachs erpicht sind, machen von ihren Möglichkeiten auch dann Gebrauch, wenn dies den Fähigkeiten ihres Kindes nicht entspricht. Während Akademikereltern ihre Kinder nicht selten überschätzen, werden sie von Eltern aus einfacheren Sozialschichten eher unterschätzt oder ihre intellektuellen Fähigkeiten nicht entsprechend gewürdigt (Neuenschwander & Niederbacher, 2014).

Eltern niedrigerer Sozialschichten entscheiden sich hingegen bei gleichen Schulleistungen ihrer

Kinder deutlich seltener für ein Gymnasium, weil sie die Zugangshürden als sehr hoch wahrnehmen, vor den erwarteten Kosten zurückschrecken und den Mehrwert des Gymnasiums in der Regel nicht hoch gewichten. Im Gegensatz hierzu erachten sie das frühe Einkommen in der Berufslernlehre als besonders wichtig und auch die niedrigeren anfallenden Kosten. Gleichzeitig kennen sie das Gymnasium nicht aus der eigenen Erfahrung. Sobald sich schlechte Schulleistungen einstellen, werden Eltern oft hilflos. Es fehlt ihnen sowohl das fachliche Know How als auch das ökonomische Kapital für Unterstützungsleistungen. Deshalb sinkt ihr Glaube an die Wahrscheinlichkeit, das Kind könne die Schullaufbahn erfolgreich absolvieren. Entsprechend investieren sie wenig in Bildung und resignieren auch im Gespräch mit den Lehrkräften. Im Gegensatz zu Eltern höherer Sozialschichten fehlt ihnen der Ehrgeiz – oder auch eine «Bildungsaffinität» – und zwar möglicherweise auch dann, wenn ihr Kind intellektuell begabt und interessiert ist. Solche Unsicherheiten drücken sich in Zweifeln und Vorurteilen aus, die sie gegenüber ihrem Nachwuchs äussern, beispielsweise:

- «Ohne Hilfe schaffst du das nie!»
- «Du musst nicht meinen, du seiest dann etwas Besseres!»
- «Mach doch etwas Richtiges!»
- «Wer ins Gymnasium geht, weiss nicht, was arbeiten heisst.»
- «Werde lieber eine gute Sekschülerin als eine schlechte Gymnasiastin!»

### Fehlendes Selbstvertrauen und grosse Ängste

Arbeiterkinder wachsen in der Regel in einem Umfeld auf, das geprägt ist von knappen Finanzen, relativ bescheidenem Wissen und Bildung, aber auch von wenigen Netzwerken. Die ersten sozialen Erfahrungen macht jedes Kind in der Familie, von der es auch grundlegend geprägt wird. Sein Leben ist deshalb weitgehend ein Abbild des Lebens seiner Eltern. Es lernt die gleichen Verhaltensmechanismen, beispielsweise, wie man isst, trinkt und die Freizeit gestaltet, mit wem man Kontakt hat und was im Leben zählt.

Auf dieser Basis entwickeln viele Kinder aus Arbeiterfamilien von früh an Verhaltens-, Denk- und Wahrnehmungsmuster («Habitus»; «Mentalität»), die auf finanzielle Verwertbarkeit hin ausgelegt sind. Dies betrifft auch den Wissenserwerb in der Schule. Alles, was nützlich ist, hat in der Familie ein gutes Image. Das bildungsbürgerliche akademische Ideal bleibt suspekt.

Wenn der Wissenserwerb nur in seiner unmittelbaren lebenspraktischen Bedeutung wichtig ist und sonst als unnütz oder sogar als «elitär» gilt, dann fällt wahrscheinlich die Motivation früh schon weg, andere Dinge gut können zu wollen – beispielsweise die Freude an den Feinheiten der Sprache, an der Kunst oder der Musik. Etwas zu lernen, das nicht direkt verwertbar ist, macht deshalb wenig Sinn.

Dazu kommen sehr oft ein geringes Selbstvertrauen, eine misserfolgsorientierte Fähigkeitszuschreibung und – damit verbunden – erhöhte Prüfungsangst. Gerade im Zusammenhang mit Schulleistungen spielen solche Zuschreibungen («Attributionen») eine grosse Rolle. Viele Kinder aus Arbeiterfamilien erklären ihre schlechten Leistungen mit mangelnder Begabung («Ich bin eben nicht gescheit genug») und die guten Leistungen mit Glück oder leichten Aufgaben («Es war Zufall, dass die Prüfung leicht war»). Ein solcher Attributionsstil führt dazu, dass solche Schüler ein geringes Selbstwertgefühl haben und auch glauben, ihre Noten nicht beeinflussen zu können.

Gerade wenn Eltern – und vor allem auch Lehrkräfte – das Potenzial des Kindes zwar sehen, aber immer wieder die hohen Anforderungen für den Besuch des Gymnasiums betonen, ist dies ein fruchtbarer Boden für noch mehr Selbstzweifel. Trotz Gymnasialempfehlung seitens der Schule kann dies dazu führen, dass sich solche Kinder – und erst recht ihre Eltern – trotzdem nicht getrauen, diesen Schritt zu wagen.

Verstärkt gilt dies, wenn es sich um erstgeborene Kinder handelt, welche diesen Weg einschlagen und in der Familie niemand eine Ahnung hat, was ein Gymnasium tatsächlich erfordert. Jüngere Geschwister wiederum profitieren davon, nicht zuletzt auch, weil Eltern nicht selten auf der Basis solcher Erfahrungen ihre Meinung ändern. Ältere Geschwister erhöhen somit akademische Bildungschancen (Grgic & Bauer, 2014).

### Der Peergruppeneffekt

Ein weiterer Aspekt der Aufstiegsangst ist der Peergruppen-Effekt. Als Peergruppen werden soziale Gruppen von gleichaltrigen Jugendlichen bezeichnet, die einander räumlich nah sind, ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, ähnliche Interessen und einen ganz eigenen Jargon (Sprachstil) haben. Der Wunsch, zu einer Peergruppe zu gehören, ist im Jugendalter sehr ausgeprägt.

Der Peergruppeneffekt besagt Folgendes: Gerade, weil Gleichaltrige einen so hohen Stellenwert haben, möchten viele Jugendliche beim Übertritt in die Sekundarstufe I mit den Freunden zusammenbleiben. Für die Klassenzuteilung sind jedoch meist die Wohnquartiere ausschlaggebend. Da Arbeiterkinder oft in «Arbeiterquartieren» wohnen, kann für die intellektuell Begabten unter ihnen ein Dilemma entstehen: entweder bei den Kameraden und damit in der Peergruppe zu bleiben oder sich fürs Gymnasium zu entscheiden und damit die Peergruppe zu verlassen. Damit ist jedoch eine erhöhte Chance verbunden, fortan als Streber zu gelten. Dies zu ertragen, ist für viele Jugendliche nicht einfach.

### Fazit

Die familiären und individuellen Ursachen, weshalb Arbeiterkinder unterdurchschnittlich oft den gymnasialen Bildungsweg einschlagen, sind vielfältig. Mit Sicherheit sind Intelligenz, Lern- und Leistungsbereitschaft zwar notwendige, aber keinesfalls hinreichende Bedingungen. Dazu kommen wichtige andere Faktoren. Eine ganz besondere Funktion haben die familiären Bildungsentscheidungen. Sie gelten neben den Leistungen und den Persönlichkeitsmerkmalen als stärkster Prädiktor für spätere Bildungslaufbahnen.

Das Elternhaus ist somit matchentscheidend und spielt bei der Tatsache, dass Chancengleichheit eine Illusion geblieben ist, eine wichtige Rolle. Einer der Hauptgründe dürfte darin liegen, dass gut situierte Familien immer in der Lage sein werden, ihren Kindern mehr mit auf den Weg zu geben als einfache Familien. Diese Vorteile können sie kaum aufholen. Wer hat, dem wird gegeben, so lautet der als Matthäusprinzip bekannte Bibelspruch.

Gerade deshalb spielen weitere Faktoren des Lebenskontextes eine wichtige Rolle, insbesondere die Schule, ihre Lehrkräfte und Fachleute. In Briefing Paper 5 wird näher darauf eingegangen.

### Weiterführende Literatur

Boudon, R. (1974). *Education, opportunity, and social inequality*. New York: Wiley.

Grgic, M. & Bayer, M. (2015). Eltern und Geschwister als Bildungsressourcen? *Zeitschrift für Familienforschung*, 2, 173-19.

Neuenschwander, M. & Niederbacher, E. (2014). Elternmerkmale und Leistungsentwicklung beim Übergang in die Sekundarstufe I. *Erziehung und Unterricht*, 7-8, S. 562-568.

## Briefing Paper 5: Zur Rolle der Schule

**Lehrerin: «Das hat doch keinen Wert bei Ihrem Sohn, Frau Maurer!»**  
*Marco Maurer, Journalist und Schriftsteller (\*1980; Vater: Kaminfeger; Mutter: Coiffeuse)*

Im letzten Briefing Paper ist aufgezeigt worden, dass viele Arbeiterfamilien ein eher düsteres Bild von einer akademischen Laufbahn haben. Aber welches Bild hat denn die Schule von Arbeiterkindern und ihren Familien?

Auch hier lassen sich Barrieren erkennen, welche Arbeiterkinder daran hindern, einen gymnasialen Weg einzuschlagen. Dabei spielen Lehrerwartungen, unangemessene Empfehlungen sowie die Tatsache eine Hauptrolle, dass Elternunterstützung im heutigen Bildungssystem als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Zu diesen Sachverhalten liegen einige Forschungserkenntnisse vor.

### Was Lehrkräfte erwarten oder befürchten, neigt dazu, wahr zu werden

Für die Bildungslaufbahn sind die Erwartungshaltungen der Lehrkräfte von besonderer Bedeutung. Ist eine Lehrperson überzeugt, dass ein Schüler einen bestimmten Leistungsstand nicht übertreffen kann, dann wird dieser sich unbewusst genauso verhalten, dass dies auch eintrifft (sich selbsterfüllende Prophezeiung, «Self Fulfilling Prophecy»). Wer bei einem Kind aus einer Arbeiterfamilie schon bei der Übernahme der Klasse allein aufgrund seiner Herkunft davon ausgeht, dass es sich um einen eher leistungsschwachen Schüler handelt, wird wahrscheinlich Recht bekommen. Ein Zitat einer Lehrperson aus einem Interview im Rahmen der Studie «Frühlesen und Frührechnen als soziale Tatsachen» (Stamm, 2005):

*«Kinder aus gehobenen Schichten bringen einfach mehr mit als Kinder aus einfachen Schichten. Das liegt an der Familie, aber auch an der Vererbung. Ganz sporadisch treten auch Begabungen auf, die aber sieht man sofort. Doch es besteht kein Zweifel, dass Kinder aus gehobenen Schichten besser fürs Gymnasium geeignet sind.»*

Solche Zuschreibungsmuster hindern Kinder daran, das für den Schulerfolg notwendige Selbstbewusstsein, die Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entwickeln. Aussagen wie die der Lehrerin zu Marco Maurers Mutter im einleitenden Zitat: «Das hat doch keinen Wert bei Ihrem Sohn» tragen das ihre dazu bei. Wenn Lehrkräfte zudem in gut gemeintem Sinn unterstreichen, dass sie aus Erfahrung wüssten, wie sehr Elternunterstützung

sowie ein elaboriertes Sprachvermögen notwendig seien fürs Gymnasium, dann ist der Rückzug vorprogrammiert.

Gerade aus solchen Gründen müssten Lehrkräfte das Verständnis der Self-Fulfilling Prophecy in eine positive Richtung wenden: Dass man ein Ziel vor allem dann erreichen kann, wenn Menschen einem sagen, dass die Chance auf Erfolg da ist. Deshalb braucht ein Kind eine Lehrperson, welche ihm viel zutraut und viel von ihm erwartet.

### Das Lehrerurteil in der Empirie

In der Primarschule fällt in der Regel<sup>5</sup> die Entscheidung, wie viele Arbeiterkinder das Gymnasium besuchen und damit die Möglichkeit bekommen, mit der Matura die Studienzugangsbezeichnung zu erwerben. Die Lehrkräfte bilden dabei mit ihren Einstellungen und Haltungen das Nadelöhr.

Wie zutreffend das Lehrerurteil ist, haben verschiedene Studien untersucht. Ihr gemeinsamer Nenner ist die Erkenntnis, dass Arbeiterkinder bei gleichen Schulleistungen schlechtere Noten als Kinder bekommen, deren Eltern studiert haben. Arbeiterkinder müssen somit bessere Leistungen erbringen als Akademikerkinder, damit sie von den Lehrkräften aufs Gymnasium geschickt und Eltern sich damit einverstanden erklären. Drei Studien sind besonders aussagekräftig:

- **IGLU-Studie:** Wilfried Boos (2011) hat diesen Sachverhalt für die Internationale Grundschul-Lese-Untersuchung (IGLU) belegt. Tabelle 2 verdeutlicht Folgendes: Für Kinder aus Akademikerfamilien genügt bereits eine Leseleistung von 537 Punkten, damit sie von ihren Lehrkräften eine Gymnasialempfehlung erhalten. Eltern hingegen sind schon bei einem Niveau von 498 Punkten davon überzeugt. Ganz anders sieht es für Arbeiterkinder aus. Erst, wenn sie 606 Punkte erzielen, bekommen sie von ihren Lehrern die Empfehlung, und ihre Eltern lassen sich erst davon überzeugen, wenn sie sogar 614 Punkte erreichen. Die Chance ist somit 2,6-mal kleiner. Bezogen auf die Intelligenz bedeutet dies: Kinder aus der Akademikerschicht, die einen IQ unter 100 haben, bekommen mit 50% Wahrscheinlichkeit eine

<sup>5</sup> abgesehen von der Durchlässigkeit des berufsbildenden Weges.



Gymnasialempfehlung. Für Kinder aus der Unterschicht hingegen ist ein IQ von 115 erforderlich.

Tabelle 2: Notwendige Leistungen im Lesen, um eine Gymnasialempfehlung zu erhalten

	Kinder aus Akademikerfamilien	Kinder aus Arbeiterfamilien
Eltern	498 Punkte	614 Punkte
Lehrkräfte	537 Punkte	606 Punkte

- **«Herkunft zensiert»:** Fast Identisches weist die Studie von Kai Maaz, Franz Baeriswyl und Ulrich Trautwein (2011) nach: Kinder aus Arbeiterfamilien bekommen schlechtere Noten, auch wenn sie in Prüfungen gleich gut wie Kinder aus sozial gut gestellten Familien abschneiden<sup>6</sup>. Insbesondere bei der Beurteilung, ob ein Kind den Schritt ins Gymnasium wagen soll oder nicht, zeigt sich dieser Effekt besonders ausgeprägt. Darüber hinaus spielen Fleiss, Leistungsbereitschaft und gutes Verhalten eine Rolle. Verhaltensangepasste Schüler wechseln somit eher ans Gymnasium.

Bemerkenswert ist ferner, dass Arbeitereltern die schlechtere Beurteilung ihres Kindes nicht als ungerecht einschätzen. In 6% der Fälle hatten Lehrkräfte sogar Gymnasialempfehlungen für Kinder aus gut situierten Elternhäusern abgegeben, obwohl sie diese nicht für angemessen hielten.

Die Autoren kommen in ihrem Fazit zum Schluss, dass die ca. 20% Arbeiterkinder, welche ein Gymnasium besuchen, auf fast ein Drittel gesteigert werden könnten, wenn sich die soziale Herkunft (und das Verhalten) nicht mehr auf die Leistung auswirken würden.

- **FASE B-Studie:** Markus Neuenschwander (2013) relativiert in seiner Langzeitstudie «Familie-Schule-Beruf» (FASE B) die Lehrerwartungen wie folgt: Nicht die Lehrkräfte, sondern die Eltern haben zu 30% bis 50% den Schlüssel in der Hand, wenn es um den Schulerfolg des Kindes geht. Die Leistungen der Kinder sind stärker von den Erwartungen der Eltern abhängig als von denjenigen der Lehrkräfte. Verstärkt wird dies dadurch, dass die Erwartungshaltung der Eltern die Lehrkräfte so beeinflusst, dass diese einem Kind von Eltern mit hohen Bildungserwartungen bei gleicher Leistung bessere Noten geben.

Dazu kommt, dass gut situierte Väter und Mütter durchschnittlich bereits in der vierten Klasse der Primarschule die Ausrichtung des Bildungswegs festlegen. Dies ist auch

nachvollziehbar: Der Übergang in die Sekundarstufe I gilt als entscheidende Weichenstellung, weil er für die Bildungslaufbahn langfristige Folgen hat. Deshalb ist es nicht erstaunlich, dass bildungsambitionierte Eltern versuchen, bereits bei diesem Übergang ihre Wünsche zu realisieren. Verstärkt wird dies dadurch, dass die späteren Durchlässigkeitsperspektiven unseres Bildungssystems grundsätzlich viel zu wenig bekannt sind.

### Elternerwartungen sind trotzdem entscheidender

Zusammengenommen verdeutlichen diese Studien zwei wichtige Sachverhalte: Erstens, dass sich Lehrkräfte an der sozialen Herkunft und an den Erwartungen gut situierten Eltern orientieren. Zweitens, dass sich Eltern aus einfachen Milieus nicht getrauen, für eine bessere Beurteilung ihres Kindes einzustehen. Dies kann mit der Theorie zu Bildungsentscheidungen erklärt werden: Nicht-Akademikereltern orientieren sich an den Empfehlungen der Lehrkräfte und zwar deshalb, weil sie selbst das Gymnasium nicht durchlaufen haben und sehr unsicher sind. Deshalb passen sie ihre Erwartungen an. Akademikereltern wissen hingegen genau, was sie wollen. In der Regel wünschen sie sich für ihr Kind einen ihrem eigenen Abschluss angemessenen oder höheren Bildungsweg. Deshalb haben sie früh schon klare Vorstellungen, was der Nachwuchs erreichen soll und wie man sich gegen Lehrkräfte durchsetzen kann. Elternerwartungen sind somit insgesamt entscheidender als Lehrerwartungen – weil gut situierte Eltern sich Vorteile verschaffen, Eltern aus einfachen Verhältnissen jedoch besonders zurückhaltend sind.

### Die Unterstützung des Elternhauses wird vorausgesetzt

Wenn Eltern je nach sozialer Herkunft und Erwartungshaltung einen so grossen Einfluss auf die Schulnoten und den Bildungsweg haben, dann muss die schulische Elternarbeit viel stärker in den Blick genommen werden.

Ein grosses Problem ist dabei, dass die Unterstützung durch das Elternhaus von der Schule (und auch der Bildungspolitik) als gegeben vorausgesetzt wird. Dass Mütter und Väter helfen, die Lernleistung ihres Nachwuchses zu festigen, wird auch im Lehrplan 21 formuliert. Diese Erwartung ist in bildungsambitionierten und gut situierten Elternhäusern realisiert, oft in überdurchschnittlichem Ausmass. Viele von ihnen greifen zu kostspieliger zusätzlicher Lernunterstützung in Form von Lernstudios, privater Nachhilfe etc. Schüler aus Arbeiterfamilien haben aber häufig Eltern, die nicht nur nicht helfen können, sondern auch keine entsprechenden Fi-

<sup>6</sup> Ein Migrationshintergrund oder das Geschlecht waren jedoch eher unbedeutend.

nanzen haben. Was intellektuell begabte Kinder aus einfachen Familien könnten, wenn sie entsprechend unterstützt würden, wird dann gar nicht erkannt.

Gerade deshalb brauchen gerade diese Kinder engagierte Lehrkräfte, welche ihr Potenzial erkennen und es fördern und auch herausfordern. Unter anderem dadurch, dass sie nicht den «sicheren» Weg der Sekundarschule empfehlen, sondern zur gymnasialen Laufbahn ermuntern und auch die Eltern davon überzeugen. Andernfalls spielt der Zufall eine viel zu starke Rolle.

Ebenso ungünstig ist es, wenn Lehrkräfte die Ansicht vertreten, es komme doch nicht so sehr auf den Schultyp an. Unser durchlässiges Bildungssystem biete die Möglichkeit, später eine Matura zu machen oder ein Studium über die Fachhochschule zu erreichen. Zwar mag dies für wenig motivierte «Spätzünder» gelten, nicht jedoch für intellektuell begabte, an sich motivierte, aber zurückhaltende und wenig selbstbewusste Schülerinnen und Schüler aus Arbeiterfamilien.

### Fazit

Die Schule spielt eine wichtige Rolle, wie Arbeiterkinder benotet werden und inwiefern sie es ins Gymnasium schaffen. Die Erwartungen der Lehrkräfte dürften dabei besonders wesentlich sein, inwiefern sich begabte Schüler diesen Schritt überhaupt zutrauen. Trotzdem sollte keinesfalls nur die Notenselektion der Lehrkräfte im Mittelpunkt stehen, sondern auch die Bildungserwartungen der Eltern. Diese wiederum sind von ihrer Herkunft und ihren Bildungsabschlüssen geprägt. Je höher die soziale Herkunft, desto höher die Bildungserwartungen. Problematisch ist allerdings, dass sich Lehreremp-

fehlungen mehr an den Erwartungen gut situierter Eltern als an den tatsächlichen Leistungen der Kinder orientieren.

Das Resultat: Lehrkräfte unterschätzten auffallend oft Schülerinnen und Schüler aus sozial niedrigen Schichten. Das hängt mit Sicherheit nicht an den absichtlichen Einschätzungen, sondern an der starken Berücksichtigung des familiären Hintergrundes und der Elternerwartungen. Deshalb spricht die Forschung von einem «social bias», dem Bildungsempfehlungen unterliegen. Dies ist vielen Lehrkräften kaum bewusst. Sie sind überzeugt, dass der Übertritt ins Gymnasium von den Noten abhängt und die Entscheidung deshalb einfach sei. Mit den Noten hätten sie ja nicht viel zu tun, sie würden nur auf den Leistungen der Schüler basieren.

### Weiterführende Literatur

Bos, W., Tarelli, I., Bremerich-Vos, A. & Schwipfert, K. (Hrsg.). (2012). IGLU 2011 – Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich. Münster: Waxmann.

Maaz, K., Trautwein, U. & Baeriswyl, F. (2011). Herkunft zensiert. Herkunft zensiert – Leistungsdiagnostik und soziale Ungleichheiten in der Schule. Berlin: Vodafone Stiftung Deutschland.

Neuenschwander, M.P. (2013). Selektion beim Übergang in die Sekundarstufe I und in den Arbeitsmarkt im Vergleich. In M. P. Neuenschwander (Hrsg.), Selektion in Schule und Arbeitsmarkt (S. 63-97). Zürich/Chur: Rüegger.

Stamm, M. (2005). Zwischen Exzellenz und Versagen. Schullaufbahnen von Frühlesern und Frührechnern. Zürich/Chur. Rüegger.

## Briefing Paper 6: Nebenerscheinungen des sozialen Aufstiegs

**«Einem erfolgreichen Studenten aus einfachsten Verhältnissen fällt bei einem Uni-Fest auf: Die anderen reden nicht mit vollem Mund. Er schämte sich plötzlich über seine Tischmanieren.»**

**Aladin El-Mafaalani, Professor für Sozial- und Politikwissenschaft (\*1978; beide Eltern: syrische Flüchtlinge)**

In Arbeiterfamilien ist oft nicht nur das Geld knapp, sondern es fehlt auch die Anerkennung, dass sich ein Universitätsstudium lohnen kann. Anders ist es bei Aufsteigerkarrieren ohne Bildung wie «vom Tellerwäscher zum Millionär» gewisser Musiker oder Fussball-Profis. Solche Laufbahnen gelten meist als erstrebenswert, weshalb sie von Eltern aktiv unterstützt werden. Folgedessen stellt sich die Frage, welche Nebenerscheinungen Arbeiterkinder bewältigen müssen, wenn sie einen akademischen Weg einschlagen wollen. Katia Urbatsch (2011) nennt drei solche herausfordernden Hürden, die überwunden werden müssen: das Informationsdefizit, die Finanzprobleme und die unsicheren Berufsperspektiven. Aladin El-Mafaalani (2012) erwähnt zusätzlich die Trennung oder Distanzierung vom Herkunftsmilieu respektive die Entwicklung der Fähigkeit, in zwei Welten zu leben.

Viele Arbeiterkinder fühlen sich anders als die anderen, meist aus dem Akademikermilieu stammenden jungen Menschen. Dies verdeutlicht die Aussage eines Studienteilnehmers in El-Mafaalanis Studie (2012), welchem an einem Uni-Fest auffällt, dass er keine guten Tischmanieren hat, weil er mit vollem Mund spricht und sich darüber schämt.

### Informationsdefizit trotz Informationsflut

Im Zeitalter des Internets und der Digitalisierung der jungen Generation geht man heute allgemein davon aus, dass die Informationsbeschaffung kein Problem mehr ist. Dem ist aber nicht so. Zwar sind die meisten Informationen auf dem Internet zugänglich. Aber das Hauptproblem von Arbeiterkindern und ihren Familien besteht gerade darin, *wie* sich die notwendigen Informationen zu beschaffen. Ist ihnen dies trotzdem gelungen, müssen sie gegen unvertraute akademische Begriffe ankämpfen und feststellen, dass ihnen das automatisch vorausgesetzte Grundwissen nicht vertraut ist. Eine solche Vertrautheit ist in Akademikerfamilien ganz selbstverständlich vorhanden.

Arbeiterkinder sind zudem blockiert von Selbstzweifeln, ob sie die Voraussetzungen tatsächlich

erfüllen können. Ähnlich ihre Eltern, wenn sie ihre Kinder unterstützen möchten, aber unsicher sind und kaum wissen, an wen sie sich wenden können. Gerade wenn sie sich genieren, wird der Gang zur Berufs- und Studienberatung zu einer grossen Herausforderung. Während Kinder aus Akademikerfamilien von ihren Eltern begleitet werden, müssen solche aus Arbeiterfamilien diesen Weg entweder allein gehen oder die Eltern überreden, mitzukommen. Aber dann wissen diese meist kaum, welche Fragen sie formulieren und wie sie diese stellen sollen.

### Finanzierung und unsichere Berufsperspektiven

Auf dem Weg ins Studium sind die Finanzen besonders bedeutsam. Viele Studieninteressierte wollen gar nicht mit ihren Eltern darüber sprechen, weil sie im vornherein wissen, dass die Finanzierung für sie sowieso eine Belastung ist. Vielleicht gerade deshalb wissen viele studieninteressierte Arbeiterkinder gar nicht, wie viel ein Studium kostet, wie es sich mit den Stipendien verhält und dass es beispielsweise auch Studienstiftungen gibt. Kaum erstaunlich ist deshalb, dass Finanzierungsprobleme als Haupthindernisse betrachtet werden und ein Studium als zu anspruchsvolle Variante verworfen wird (Bundesamt für Statistik [BfS], 2015).

Somit sind die Finanzprobleme und die damit verbundenen Ängste eine wichtige Nebenerscheinung des Entscheids, inwiefern Arbeiterkinder nach der Matura überhaupt ein Studium aufnehmen. Obwohl das familiäre Umfeld die Matura vielleicht noch toleriert hat, ändert es nicht selten nachher seine Meinung und rät zu einer «sicheren» Ausbildung. Denn ein regelmässiges Einkommen verspricht mehr Sicherheit, während ein Studium als Risiko oder Wagnis gilt. Steffen Schindler (2012) oder Rolf Becker und Anna Etta Hecken (2008) sprechen bei diesem Phänomen in Anlehnung an Müller und Pollak (2007) von einer «Ablenkungswirkung». Anstatt ein Studium zu wählen, werden Arbeiterkinder eher in nichttertiäre Berufsausbildungen und Fachhochschulen «umgelenkt».

Wählen solche jungen Menschen trotzdem ein Hochschulstudium, dann bleiben finanzielle Hürden ein Problem. Jedes vierte Arbeiterkind, das ein Studium absolviert, hat Schwierigkeiten, dieses zu finanzieren, währendem es bei besser situierten Studierenden nur jede zehnte Person ist (Bildungsbericht [BfS], 2015). Zwar werden die grossen finanziellen Schwierigkeiten durch Stipendienbeiträge etwas abgefedert, die finanziellen Engpässe jedoch bleiben.

Doch sind die fehlenden finanziellen Mittel nur die eine Seite der Medaille. Die andere Seite sind die komplexeren Nebenerscheinungen. Beispielsweise die Überwindung von Selbstzweifeln, die Sozialisierung in Akademikergruppen oder auch Loyalitäts- und Identitätskonflikte mit der Familie. Äusserungen von Eltern oder anderen Bezugspersonen wie die folgenden spielen deshalb eine ganz zentrale Rolle:

- «Meinst du wirklich, dass du das schaffst?»
- «Du kannst das schon machen, aber wir können dich auf keinen Fall unterstützen.»
- «Was willst du denn damit machen? Taxifahrer werden?»
- «Auf jeden Fall musst du zusehen, dass du schnell fertig bist und endlich etwas verdienst.»

Solche Rückmeldungen tragen unter anderem zum geringen Selbstbewusstsein junger Menschen aus den Arbeiterklassen trotz ihres Erfolgs bei. Weil sie dazu neigen, die eigenen Leistungen nicht als gut genug zu empfinden, verkaufen sie sich oft auch unter ihrem Wert. Sie fühlen sich anders als die anderen, meist aus dem Akademikermilieu stammenden Jugendlichen.

### Die Bedeutung von Vorbildern und Mentoren

Aus solchen Gründen spielen Vorbilder und Mentoren eine ganz zentrale Rolle. Fast alle Studien zu den Hintergründen des Bildungsaufstiegs von Arbeiterkindern verweisen darauf, dass ein Weg in die akademische Welt alleine kaum zu schaffen ist. Nahezu alle jungen Menschen, denen dies gelungen ist, hatten einen Mentor, eine soziale Patin, Verwandte, manchmal aber auch ältere Geschwister, die sie unterstützten und ihnen halfen. Talent, Fleiss und Lernbereitschaft sind zwar notwendige Bedingungen für den Erfolg, aber sie reichen nicht aus. Ohne Unterstützung Dritter sind solche ausserordentlichen Leistungen kaum möglich.

Dabei spielt der Zufall nicht selten eine bedeutende Rolle. In vielen Studien und Biographien (Urbatsch, 2011; El-Mafaalani, 2012; Maurer, 2015; Stamm et al., 2014) wird von zufälligen

Begegnungen mit Dritten berichtet, welche zu Vertrauensbeziehungen führen und das ganze Leben und die Laufbahn völlig verändern.

### In zwei Welten leben oder sich distanzieren

Gleichzeitig fühlen sich solche Bildungsaufsteiger der Familie nicht mehr richtig zugehörig. Sie können nicht mit den Eltern übers Studium sprechen, weil es diesen nur schwer gelingt, die erbrachten Leistungen zu verstehen und zu würdigen. Eltern befürchten zudem oft, dass ihr Sohn oder ihre Tochter arrogant oder abgehoben wird und sie ihm oder ihr bald nicht mehr gut genug sind.

Daraus entstehen Loyalitätskonflikte. Entweder muss es Arbeiterkindern gelingen, in den beiden Welten zu leben oder dann bleibt ihnen nur die Distanzierung vom Herkunftsmilieu. Wer sich erfolgreich in beiden Welten arrangieren und damit in unterschiedlichen Systemen funktionieren kann, hat in der Regel ein gutes Ausmass an Selbstregulationsfähigkeiten entwickelt. Diese Fähigkeiten erlauben Arbeiterkindern, ihr eigenes Sprach- und Verhaltenssystem an die zwei kontrastierenden Umgebungen anzupassen. Allerdings gelingt es ihnen sehr unterschiedlich.

Für einige verläuft dies problemlos, andere distanzieren sich zunächst stark vom Herkunftsmilieu und entwickeln erst nach und nach wieder eine stärkere Beziehung. Wieder andere haben ältere Geschwister, welche eine Vorbildposition einnehmen und den Umgang mit der Familie vorzeichnen. Schliesslich gibt es auch solche, welche mit zunehmendem Alter einen Rollenwechsel und in weiten Teilen die Funktion der Eltern übernehmen, während diese zu eher hilfs- und ratschlagbedürftigen Erwachsenen werden.

### Fazit

Auch wenn es *die* Arbeiterkinder mit dem typischen Ausbildungsverlauf nicht gibt, so lassen sich doch gewisse Gemeinsamkeiten erkennen. Fast alle, denen der Aufstieg bis zum Hochschulstudium gelingt, haben ein nicht unproblematisches Verhältnis zu ihrer Herkunft. Ebenso sind ihre persönlichen Entwicklungswege und Lernprozesse kaum je gradlinig. Trennungserfahrungen spielen dabei eine wichtige Rolle. Sie betreffen Personen aus dem Herkunftsmilieu, ihre Handlungspraktiken oder Rituale. Damit einher geht oft auch eine Distanz zur oder sogar eine Trennung von der eigenen Vergangenheit. Die kognitive Überlegenheit respektive die eher intellektuelle Ausrichtung bleibt dann ein dauerhaftes biographisches Problem.

### Weiterführende Literatur



Becker, R. & Hecken, A. E. (2008). Warum werden Arbeiterkinder vom Studium an Universitäten abgelenkt? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 60, 1, 3-29.

Bundesamt für Statistik (BfS) (2015). Studien- und Lebensbedingungen an den Schweizer Hochschulen. Hauptbericht der Erhebung 2013 zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Studierenden. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.

El-Mafaalani, A. (2012). BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen. Wiesbaden: VS Fachverlag.

Maurer, M. (2015). *Du bleibst, was du bist*. München: Droemer.

Müller, W. & Pollak, R. (2007). Weshalb gibt es so wenige Arbeiterkinder in Deutschlands Universitäten? In R. Becker & W. Lauterbach (Hrsg.), *Bildung als Privileg* (S. 303-342). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung (Hrsg.) (2014). *Bildungsbericht Schweiz* (2014). Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung.

Stamm, M. Leumann, S. & Kost, J. (2014). *Erfolgreiche Migranten. Ihr Ausbildungs- und Berufserfolg im Schweizer Berufsbildungssystem*. Münster: Waxmann.

Urbatsch, K. (2011). *Ausgebremst. Warum das Recht auf Bildung nicht für alle gilt*. München: Heyne.

## Briefing Paper 7: Was nun? Sieben Empfehlungen

**«Wer Arbeiterkindern helfen will, sollte ihr Selbstvertrauen stärken und ihnen bewusst machen, dass sie ihre Träume erreichen und erkämpfen können.»**

*Cedem Özdemir, Politiker (\* 1965; Vater: Arbeiter in einer Feuerlöschfabrik; Mutter: Schneiderin)*

Dieses Dossier hat sich mit der Situation von Arbeiterkindern befasst und aufgezeigt, dass und weshalb es zu vielen von ihnen trotz Begabung und akademischen Interessen nicht gelingt, einen akademischen Bildungsweg einzuschlagen, der dann auch tatsächlich zum Abschluss des Studiums führt. Die Gründe dafür sind vielfältig. Dazu gehören zurückhaltende bis ablehnende Elterneinstellungen, geringe Lehrerwartungen und schlechtere Benotungen, wenig ausgeprägte subjektive Erfolgserwartungen und hohe Versagensängste, minimales Wissen über die akademischen Möglichkeiten und beruflichen Optionen sowie finanzielle Knappheit.

Was wäre somit zu tun? Wie kann man Arbeiterkindern helfen, solche Hürden zu überwinden? Zunächst einmal, indem man ihnen hilft, die in den Weg gestellten Hürden zu überwinden. Unsere Gesellschaft sollte genauso für die bestmöglichen Bildungslaufbahnen von Kindern aus Nicht-Akademikerfamilien kämpfen, wie dies die Eltern mit einem Hochschulabschluss für ihren Nachwuchs tun. Eigentlich ist es sonderbar, dass derart viele Studien immer zum gleichen Schluss kommen: dass die soziale Herkunft die frühe Sprachentwicklung beeinflusst, den Besuch einer Kita, die Schulleistungen, die Berufswahl etc., solche Fakten jedoch lediglich entweder mit einem ratlosen Achselzucken zur Kenntnis genommen werden oder dann auf unser durchlässiges Bildungssystem verwiesen wird. Schliesslich hätte es noch keinem geschadet, erst über Umwege ans Ziel zu gelangen.

Durchlässigkeit ist jedoch in zweifacher Hinsicht problematisch: Erstens funktioniert sie nicht so wie gewünscht, und zweitens darf sie kein Ersatz sein für ausgebliebene Förderung. Ein Bildungssystem, das sich dem Prinzip der Meritokratie verschreibt, muss sich um eine angemessene Ausschöpfung von Begabungs- und Leistungsreserven bemühen. Handwerkliche Talente und Interessen gehören ins Berufsbildungssystem, intellektuelle Talente und Interessen ins gymnasiale Bildungssystem respektive an die Hochschule – ungeachtet der sozialen Herkunft.

Trotzdem ist vor einer Euphorie zu warnen, wenn es um Fragen der Chancengleichheit geht. Weder die Schulen noch die Lehrkräfte, und auch keine Bildungsreformen, können Mecha-

nismen der sozialen Reproduktion von Vorteilen aushebeln. Selbstverständlich ist dies leichter gesagt als getan. Doch gibt es verschiedene Alternativen, welche zumindest reduzierend wirken können. Sieben Möglichkeiten werden nachfolgend vorgestellt.

### 1. Individuell fördern, fördern, fördern ...

Aufgrund der allgemeinen Schulpflicht müsste individuelle Förderung eigentlich vom Schulsystem selbst geleistet werden. Logischerweise gehört deshalb die Empfehlung, eine «Kultur der individuellen Förderung» einzurichten, heute zum Grundvokabular vieler Schulen und Praxisprojekte. Trotzdem ist individuelle Förderung in nicht wenigen Schulen nicht gezielt und flächendeckend etabliert und wenn, dann oft von einer Defizitperspektive auf Leistungs- und Lernprobleme geprägt oder dann auf die Förderung von Migrantenkindern ausgerichtet. Zwar gibt es inzwischen die integrative Begabungsförderung, doch wird der Fokus kaum auf das Potenzial von Minoritäten – in diesem Fall: von Arbeiterkindern – gelegt.

Es versteht sich von selbst, dass Arbeiterkinder eine andere Förderung brauchen als Migrantenkinder. Intellektuell begabte und interessierte Arbeiterkinder müssen aus der Reserve gelockt und nicht nur «dort abgeholt werden, wo sie stehen». Sie brauchen vor allem Herausforderung und Ermutigung, für ihre Träume zu kämpfen, so wie dies Cedem Özdemir im einleitenden Zitat formuliert. Eine andere Förderung brauchen jedoch Kinder aus Migrationsfamilien, welche nur mangelnde Kenntnisse der deutschen Sprache haben. Sie sind auf eine spezifische Sprachförderung angewiesen, welche ihnen systematisch und kontinuierlich hilft, die deutsche Sprache zu erlernen.

### 2. Zivilgesellschaftliche Initiativen

Zwar gibt es mittlerweile eine grosse Anzahl an ausserschulischen Akteuren, die meist auf Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund ausgerichtet sind und ihnen zu mehr Bildungs- und Berufserfolg verhelfen möchten. Dazu gehören Initiativen, die hier nicht alle gewürdigt werden können, beispielsweise das Mentorenprogramm

«Rock Your Life»<sup>7</sup>, in dem Jugendliche ihr individuelles Potential entfalten, ihre Visionen und den Glauben an ihre Fähigkeiten entwickeln und so ihre Perspektiven erweitern können. Explizit auf Arbeiterkinder ausgerichtet ist das deutsche Programm «Arbeiterkind.de»<sup>8</sup>. Das galt auch für das Schweizer Projekt «First Generation», das leider sistiert werden musste<sup>9</sup>. Diese Projekte haben zum Ziel, Kinder aus Nicht-Akademiker-Familien durch ein breites Informationsangebot zur Aufnahme eines Studiums zu ermutigen. Solche Angebote sind ausserordentlich wichtig. Leider setzen sie deutlich zu spät an, weil viele Arbeiterkinder bereits früher in ihrer Schullaufbahn durch die Maschen gefallen sind. Deshalb sind Stipendien- oder Förderprogramme von Förderstiftungen zur individuellen Förderung begabter, benachteiligter Kinder erwünscht, die bereits im Primarschulalter, d.h. vor dem Übertritt in die Sekundarstufe I, einsetzen.

### 3. Den freien Elternwillen beim Übertritt ins Gymnasium beschneiden

Briefing Paper 5 hat gezeigt: Wer in der Schweiz die Chance bekommt, das Gymnasium zu besuchen, stammt wahrscheinlich aus einer gut situierten Familie. Arbeiterkinder oder solche aus einfachen Migrantenfamilien haben hingegen ein Vielfaches an schlechteren Chancen, wohlverstanden bei gleichen Schulleistungen.

Die Frage, wer das Gymnasium besuchen soll und wer nicht, ist natürlich ein heisses Eisen. Aber bei weitem nicht nur wegen des immer wieder beklagten «Akademisierungstrends», sondern vor allem auch aufgrund der Forderung, dass die «richtigen» Schüler das Gymnasium besuchen sollten. Weil in diesem Zusammenhang offenbar der Elternwille eine zentrale Rolle spielt, gehen Kinder aus bildungsambitionierten Familien deutlich häufiger ins Gymnasium, während Kinder aus einfacheren Familien eine Berufslehre machen. Das ist kein zukunftssträchtiger Zustand. Eigentlich sollten Neigungen und Fähigkeiten den Ausschlag zur Bildungs- und Berufswahl geben. Wenn dem so wäre, dann wären in

der Berufsbildung mehr leistungsstarke Jugendliche aus gut situierten Familien vertreten, in den Gymnasien jedoch mehr intellektuell begabte Kinder aus Arbeiter- und benachteiligten Migrantenfamilien.

Ein bildungspolitisches Ziel sollte deshalb sein, die Chancengerechtigkeit beim Übertrittsentscheid zu erhöhen. Sie ist in Kantonen mit einem grossen Mitspracherecht der Eltern deutlich kleiner als in Kantonen, in denen die Schule den Entscheid allein fällt. Grundsätzlich sollten die unabhängigen Interessen des Kindes mehr gewichtet werden. Notwendig sind deshalb Potenzialanalysen für alle Kinder, jenseits von Leistungstests.

### 4. Potenzialförderung ab dem Kindergarten

Notwendig ist eine systematische frühe Förderung für benachteiligte Kinder ab dem Kindergarten. Dies insbesondere deshalb, weil sich öffentliche Frühförderprojekte bisher fast ausschliesslich auf «bedürftige» respektive «beschädigte» (Migranten-)Kinder konzentriert und damit zur Verfestigung des einseitig defizitären Blicks beigetragen haben.

Möglichkeiten pädagogischen Handelns gibt es viele: So sollten sich Kindergärten und Primarschulen verstärkt Wissen aneignen, wie man verdeckte Begabungen von Arbeiterkindern entdecken und deren Entfaltung fördern kann. Ferner wäre eine Zusammenarbeit mit Eltern respektive Erziehungsberechtigten aufzubauen, um sie zu ermuntern, das Potenzial ihres Kindes zu unterstützen und auch an es zu glauben. Ein solcher Fokus, der den Eltern die Bedeutung ihres Beitrags vor Augen führt, ist ebenso wichtig wie die schulische Förderung selbst.

Gleichzeitig muss auch bei den Lehrkräften selbst angesetzt werden. Denn viele Lehrkräfte vertreten auch heute noch die Überzeugung, Kinder aus niedrigen Sozialschichten (oder auch aus anderen Kulturen) seien weniger intelligent als Kinder aus gut situierten Familien. Deshalb haben Lehrkräfte an solche Kinder häufig geringere Erwartungen und negativere Einstellungen. Logischerweise bilden solche Muster die Basis für das Negieren von intellektuellem Potenzial oder für das «Übersehen-werden».

### 5. Öffentlichkeitsarbeit mit Rollenmodellen als Mentoren

Schliesslich braucht es eine wirksame Öffentlichkeitsarbeit. Rollenmodelle spielen dabei eine zentrale Rolle. Als solche dienen Arbeiterkinder, die ihren Weg gemacht haben und aufgestiegen sind. Notwendig ist deshalb auch eine gezielte

<sup>7</sup> <http://schweiz.rockyourlife.org/>

<sup>8</sup> Heute umfasst dieses Programm 70 Gruppen mit 6'000 Ehrenamtlichen in ganz Deutschland, die als Mentoren wirken. Grundlegende Philosophie ist, jedem Arbeiterkind die Chance zu öffnen, ein Studium aufzunehmen, unabhängig vom Bildungsstand der Eltern oder anderen Einflussfaktoren. Erste Adressaten sind allerdings bereits erwachsene junge Menschen, also Studieninteressierte, welche die zahlreichen Hürden des Bildungssystems irgendwie gemeistert haben. Arbeiterkind.de kooperiert mit verschiedenen Hochschulen und mit Studienberatungen sowie mit Gremien des Stipendienwesens.

<sup>9</sup> Ziel dieses Projektes war es, Chancengerechtigkeit in der Schweiz in der Bildung zu erhöhen. Leider erhielten die Initiantinnen und Initianten nur wenig Zuspruch von den angesprochenen Kantonschulen, weshalb das Projekt nicht weitergeführt wurde. <http://build.hochschulentwicklung.ch/author/mtruempy/>

Rekrutierung von Lehr- und Ausbildungspersonal aus Arbeiterfamilien, die als Coaches eine wichtige Funktion übernehmen und auch für den Arbeitsmarkt nutzbar gemacht werden können.

Mentoren, die Bildungsaufsteiger sind und als Rollenmodelle dienen, können Arbeiterkinder ermutigen und fördern, den höchstmöglichen Abschluss zu erreichen. Eine derartige ideelle, aber persönliche Unterstützung ist besonders wichtig.

## **6. (Berufs-)Beratung auch auf Arbeiterkinder und ihre Familien ausrichten**

Sollen Beratungsangebote auch auf Arbeiterkinder und ihre Familien ausgerichtet werden, braucht es einige grundsätzlich neue respektive alternative Strategien. So muss beispielsweise bedacht werden, dass Erwartungen und Fragen von Arbeiterkindern ganz anders sind als von solchen aus Akademikerfamilien. Es sind meistens junge Menschen, die als erste in der Familie überhaupt darüber nachdenken, einen akademischen Bildungsweg einzuschlagen. Als Beratungsinstitution muss man deshalb Zweifel, grundsätzliche Fragen und ein geringes Selbstbewusstsein von Anfang an die Beratungsabläufe einplanen.

Vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen ist es auch falsch, den Jugendlichen vor allem «ein realistisches Bild» zu vermitteln. Wollen Beraterinnen und Berater Jugendliche aus Arbeiterfamilien «vor dem Scheitern» bewahren, weshalb sie ihnen die zu überwindenden Hürden aufzeigen, wird wahrscheinlich eine komplette Distanzierung von einem akademischen Studium die Folge sein. Der Fokus sollte deshalb nicht auf Probleme, sondern auf Entwicklungsunterstützung und Animation gelegt werden. Das Informationsmaterial sollte in diesem Sinn an die Zielgruppe angepasst werden.

## **7. Abschaffung des Begriffs «bildungsfern»**

In der PISA-Studie wird Bildungsferne oder Bildungsnähe definiert auf der Basis der Meter an Büchern, welche eine Familie besitzt, ob das Kind ein eigenes Zimmer und einen eigenen Schreibtisch hat, ob und wie viele Jahre Vater und Mutter ausgebildet wurden und wie oft die Familie miteinander Theater oder Bibliotheken besucht. Solche Indikatoren sind zwar empirisch erfassbar, aber sie geben vor, dass es bei geringer Ausprägung derselben so etwas wie ein wilgentliches Fernbleiben von der Bildung gibt und Arbeiterfamilien deshalb «ungebildet» sind. In der Praxis ist es jedoch so, dass sich gerade Arbeiterkinder mit intellektuellem Potenzial oft sehr für Bücher und Zahlen interessieren, zu ent-

sprechenden Ressourcen jedoch nur unter erschwerten Bedingungen Zugang haben. Andererseits gibt es nicht selten so genannt «bildungsnahe» Jugendliche, welche sich zwar überhaupt nicht für intellektuelle Fragen oder entsprechenden Schulstoff interessieren, aufgrund ihrer sozialen Herkunft jedoch automatisch als «gebildet» gelten.

Deshalb gehören die Begriffe «bildungsfern» und «bildungsnah» aus dem Vokabular verbannt<sup>10</sup>. Viele Arbeiterkinder sind nämlich gar nicht «bildungsfern», sondern nur «bildungssystemfern». Weder die Anzahl Schuljahre noch die Lohntüte der Eltern oder die Laufmeter an Büchern sagen etwas aus darüber, wie nahe an der Bildung jemand ist.

Besonders folgenreich ist der Umstand, dass Begriffe Einstellungen stigmatisieren und lenken. Bekanntlich wissen wir aus der Forschung, dass sich Lehrkräfte ein Urteil über einen Schüler oder eine Schülerin schon nach kurzer Zeit gemacht haben und es dann kaum mehr ändern.

<sup>10</sup> Siehe hierzu auch den Aufsatz von Roland Reichenbach in der Zeitschrift «Merkur», August 2015: 2Über Bildungsferne» (S. 5-15).



